



Dem Licht entgegen.





**E**s war zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Im Refektorium des bischöflichen Hofes zu Chur saßen an einem Sommermorgen zwei Jünglinge bei einem reichlichen Morgenimbiß. Obwohl der Tag kaum angebrochen war und die Talglichter noch brannten, waren ihre Lebensgeister vollkommen wach und sie würzten ihr Mahl durch allerlei Neckereien und Scherzreden. Dabei vergaßen sie nicht, für des Leibes Bedürfniß zu sorgen, denn sie hatten eine weite Reise vor sich und die Herbergen waren theuer und selten.

Der eine der Jünglinge war kaum dem Knabenalter entwachsen. Ueber den vollen, sinnlich aufgeworfenen Lippen fehlte noch das ersehnte Zeichen der Männlichkeit, desto reichlicher war sein gewaltiger Schädel ausgestattet, auf welchem ein ganzer Wald von pechschwarzen Locken sich erhob; ebenso beschatteten ein paar buschige Augenbrauen die Augen, die leuchtend und brennend wie Sonnenstrahlen in die verborgensten Winkel zu blicken schienen. Obwohl noch so jung, verrieth die kurze Schärfe seiner Satyre schon jetzt den Meister des Epigramms. Die Zielscheiben seines Witzes waren nicht weit zu suchen, sie sangen eben *ora pro nobis* in der bischöflichen Kapelle.

Sein Gegenüber war um einige Jahre älter. Die ernste Würde seiner Erscheinung wurde durch den Ausdruck von Herzensgüte in den offenen Gesichtszügen, sowie durch die Anmuth der Jugend gemildert. Eine hohe, klare Stirne und das sinnende Auge ließen auf Gaben des Denkers schließen.

Er unterdrückte mit Mühe das Lachen über die Bemerkungen seines Gefährten und sagte mit dem Finger drohend: „Simon Margadant, laßt die guten Prälaten in Ruh'; wir dürfen nicht vergessen, daß wir ihre Gastfreundschaft genießen.“

„Und daß der hochwürdigste Bischof Ziegler von Ziegelberg unser weitaufziger Verwandter ist und wir diesem Umstand die freundliche Aufnahme am bischöflichen Hof und vor allen Dingen die neuen Wämmser von flandrischem Tuch verdanken, unter welchen unsere edlen Herzen schlagen.“

Diesmal mußte Johann von Travers wirklich lachen. Die Art, wie Margadant die kommunistischen Anschauungen, deren er sich auf der ganzen Reise beflissen, sogar auf die Verwandtschaft mit dem Bischof ausdehnte, dünkte ihn zu lustig.

„Ich verbitte mir unzeitiges Lachen,“ sprach Margadant im würdigen Ton, den er seinem Magister zu Wittenberg abgelaußt hatte, machte jedoch keine weitem Versuche, die Lachmuskeln seines Gefährten auf Kosten der guten Prälaten zu erregen. Er löffelte nun drauf los, als ob er keine andere Aufgabe vor sich hätte. Aber nicht lange hielt der verstellte

Ernst an und seine schwarzen Augen liefen suchend im Refektorium herum nach einem Gegenstand, an welchem er seinen Uebermuth auslassen konnte. Plötzlich salutirte er mit dem Löffel vor einem Oelgemälde und rief pathetisch: „Mastino Biskonti, sei mir gegrüßt, edler, mailändischer Herzog, großmüthiger Verleiher von Städten und Ländern, die du nie besessen hast. Nicht genug kann ich die Brabanter-  
spitze bewundern, die deinen fürstlichen Hals umgibt, aber aus deinen Augen blickt der heiße Hunger. Drum steige hernieder, sei wieder Gast im Refektorium des bischöflichen Hofes zu Chur und erlabe dich wie vor hundert Jahren an einer fetten Bündnersuppe.“

„Es ist frevelhaft, mit den Todten Schabernack zu treiben,“ sagte Travers, „wie wäre es, wenn der Gerufene Curer Einladung Folge leisten würde?“

Ein gelindes Grauen überlief den muthwilligen Spötter und er erwiderte, zwar immer im nämlichen Ton, im Innern aber ganz entnüchert: „Es ist wahr, in diesem Zauberschloß, in welchem zwei arme Studenten Mehlsuppe und Nührei zum Frühstück essen, darf man mit ernsthaften Dingen nicht spielen. Ueberhaupt, Travers, seitdem ich mit Euch verkehre, geht es bei mir nicht mit rechten Dingen zu. Mir würde es weniger sonderbar vorkommen, wenn der edle Herzog aus seinem Rahmen heruntersteigen würde, als daß ich wirklich anfangs, ein ernster Mann zu werden.“

„Was Letzteres betrifft, sehe ich nicht viel davon.“

„Wartet nur, Ihr werdet an mir noch das blaue Wunder erleben, wenn erst die Frühlingsfaat da drauf sprießt,“ erwiderte Margadant und fuhr mit einem leichten Fingerstrich über seine kahle Oberlippe. Unterdessen frage ich Euch als Beweis meiner Ernsthaftigkeit, was hat es mit Mastino Visconti und seinem Vermächtniß für eine Bewandniß?“

„Erst heute fragt Ihr das? Wo hattet Ihr gestern Abend Eure Ohren?“

„Meine Ohren waren an ihrem gewöhnlichen Platz, aber meine Augen hatten anderwärts zu thun, und während der Herr Kanzler voll Feuer von der ungelösten Aufgabe sprach, die den Bündnern aus dem Vermächtniß des Mastino Visconti erwächst, nahm ich über dessen hochwürdiger Schulter ein hübsches Mägdlein wahr, das von jenem Baum dort Kirschen pflückte.“

„Eßt Euer Nührei fertig, damit Ihr mir ungetheilte Aufmerksamkeit schenken könnt, so will ich Euch die Sache klar zu machen suchen, sie ist wichtig genug. Hört also: Mastinos Vater, Barnabas, war rechtmäßiger Herzog von Mailand und wandte seinem Sohn unter anderen Ländereien Veltlin, Worms und Gläven zu. Aber Mastinos Oheim, Galeazzo, ließ seinen Bruder, Barnabas, einkertern, um sich dessen Titel und Besizthum anzueignen. Mastino, der sich in Mailand des Lebens nicht sicher fühlte, flüchtete sich nach Chur, wo er bei Bischof Hartmann freundliche Aufnahme

fand. Aus Dankbarkeit dafür schenkte er im Jahr 1404 der Kirche unserer lieben Frau in Chur und dem Bischof Hartmann das Beltlin, Worms, Buschlav, Stadt, Schloß und Thalschaft Gläven nebst Plurs mit allen Leuten und Rechten. Aber bei der Macht des Galeazzo gelang es den Bündnern nicht, sich in den Besitz dieser Länder zu setzen. Ein Versuch mit den Waffen im Jahr 1486 blieb erfolglos. Der Schluß der Geschichte ist dieser: die genannten Thalschaften gehören uns, aber wir besitzen sie nicht.“

„Tausend, tausend, was für eine schöne Geschichte. Wozu sind aber die Eidgenossen und die Bündner mit ihnen die Unüberwindlichen?“

„Um in fremdem Kriegsdienst Ehre, Gut und Blut zu opfern,“ sprach Travers trübe.

„Gegen Oesterreich haben sie sich zu helfen gewußt.“

„Oesterreich ist unschädlich gemacht, und nun die Ruhe im eigenen Lande gesichert ist, weiß dieses kriegsgewohnte Volk nichts Besseres zu thun, als für fremde Könige die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Was geht es uns an, ob Frankreich das Herzogthum Mailand besitzt oder Ludwig Sforza?“

„Was die Kastanien anbetrifft, so wollen wir nicht leugnen, daß die Eidgenossen bei Anlaß des mailändischen Krieges sich selbst einige in den Mund gesteckt haben.“

„Wozu sie vollkommen berechtigt waren. König Ludwig hatte ihnen ja Bellenz, Lauis und Luggarus als Lohn für

ihre Hülfe gegen Ludwig Sforza versprochen und ich finde es ganz in der Ordnung, daß sie die schönen Länder mit Gewalt nahmen, als sie merkten, daß das zweizüngige Frankreich nicht Wort halten wollte.“

„Dagegen ist Nichts einzuwenden, so wenig wie gegen die Schenkung des Mastino Visconti. Zwar war Herr Mastino seines Besizthums beraubt, und in einfältigen Gemüthern entsteht die Frage, ob man ein paar Schuhe, die Einem gestohlen sind, noch verschenken kann.“

Travers versetzte dem Frager einen leichten Schlag auf die Schulter und erhob sich; er hörte auf den Gängen die schlürfenden Schritte der Prälaten, die von der Messe zurückkehrten. Da sich die jungen Leute schon gestern Abend von ihnen verabschiedet hatten, beeilten sie sich, in den Hof hinunter zu kommen. Auf Schusters Rappen waren sie eingezogen, als schmucke Reiter ritten sie Dank der Magnifizenz des Bischofs Ziegler von Ziegelberg von dannen.

Travers und Margadant hatten sich in Konstanz zum ersten Mal gesehen und an einander Wohlgefallen gefunden. Auf der gemeinschaftlichen Reise hatten sich ihre jungen Herzen rasch in Freundschaft erschlossen. Simon Margadant kam von der Hochschule zu Wittenberg und hatte die Absicht, nach einem kurzen Besuch in der Heimat wieder dorthin zurückzukehren. Johann von Travers hatte schon vor dreizehn Jahren seine Heimat verlassen, und seither wenig Kunde von ihr vernommen. Seine Eltern waren

früh gestorben und seine Verwandten hatten ihn nicht zur Wiederkehr aufgefordert. Nun kam er nach Hause, den Verhältnissen anheimstellend, ob er sich da niederlassen oder sein Glück wieder in der Fremde versuchen sollte. Als ihn Margadant fragte, auf welcher Hochschule er studirt habe, antwortete er lächelnd, auf der Hochschule des Lebens; nebenbei sei er ein eifriger Schüler der philosophischen Fakultät in München und Prag gewesen und habe sich den Grad eines Baccalaureus erworben.

Beide hatten von den Waffenthaten der Bündner im Schwabekrieg gehört und waren voll Stolz auf ihre Landsleute. Die Bündner hatten in acht Treffen die Schwaben und Tiroler geschlagen und in der Schlacht an der Galven und im Verein mit den Eidgenossen bei Dornach Proben bewunderungswürdiger Tapferkeit gegeben. Aber an der bischöflichen Hofburg war die Begeisterung der Jünglinge für den Kriegsrühm des Vaterlandes schnell herabgestimmt worden. Das Land war verarmt, Hunger und Seuchen waren dem Krieg auf dem Fuß gefolgt; unter den Bürgern herrschte Uneinigkeit, die Arme zur Pflege des Landbaues fehlten. Die Männer hatten durch den langen Krieg die Freude an der friedlichen Beschäftigung verloren; wer nur kaum eine Waffe führen konnte, zog es vor, in fremdem Kriegsdienst das Brod eines Söldlings zu essen, statt im Vaterland die Scholle zu bebauen. Dazu untergrub der fremde Kriegsdienst die sittliche Grundlage des Staates.

Schon auf ihrer Reise nach dem Engadin hatten die Jünglinge Anlaß, die Klagen der guten Prälaten gerechtfertigt zu finden. Auf Schritt und Tritt begegneten ihnen Bettler und Invaliden, die Felder trugen Spuren der Vernachlässigung, auf den Gesichtern der Landleute lag etwas Gedrücktes, dagegen waren die Herbergen angefüllt und allerlei liederliches Volk trieb sich darin herum.

Travers konnte sich bei diesen Wahrnehmungen eines Gefühls tiefer Trauer nicht erwehren, selbst Margadants heitere Stimmung kam nicht recht zum Durchbruch. Unter dem Eindruck der Enttäuschung ritten sie innerlich und äußerlich fröstelnd über die hochgelegene Lenzertheide in's Albulathal hinein. Gegen Abend erreichten sie Bergün, wo sie Nachtruhe hielten. Am folgenden Morgen überschritten sie den Albulapaf. Als sie immer weiter in die Bergeinsamkeit eindrangten, als der Tannenwald in niederes Gestrüpp überging, als auf der Höhe selbst der kurze Graswuchs einer Wüstenei öder, von graugrünen Flechten überzogener Steintrümmer wich, und der Schnee in langen, weißen Zungen durch vertrocknete Bachrinnen fast bis zum Saumpfad herunterreichte, da erinnerte sich Travers wie im Traum der Gegend wieder und er dachte an den Tag zurück, an welchem der achtjährige Waisentnabe unter der Obhut eines Verwandten den gleichen Weg gemacht hatte, um sich nach der Klosterschule des heiligen Luzius in Chur zu begeben. Das schlummernde Heimatgefühl wurde mächtig rege und ihm

war, als ob er jenseits des Berges ein verlorenes Vaterland wiederfinden müsse. Bald darauf eröffnete sich den erstaunten Blicken der Reiter der Ausblick in's Engadin. Ja, das war das Hochthal mit dem flach ausgebreiteten Thalboden, durch dessen schimmerndes Grün der Inn mit leichtem Gefräusel dahinsloß, dies war der Niesenkranz der Berge, an deren abgestumpften, grünbewachsenen Kuppen oder tiefgezackten Felsenkämmen des Kindes Auge gehangen hatte, dies waren die Bäche, die aus den Seitenthälern donnernd niederbrausten, dies die Tannenwäldchen, die wie eine schwarze Einfassung den blumenbunten Wiesengrund einrahmten. Und über dem Ganzen, gleichsam die ernste Majestät der Hochlandschaft mildernd, spannte sich ein tiefblauer Himmel, wie er nur jenseits der Alpen auf die Erde herniederlacht.

Je mehr Travers sich dem Ziel seiner Wanderung näherte, desto lebhafter wurden die Erinnerungen in ihm, desto mehr machte sich das Bewußtsein geltend, bald einen längst ersehnten Ruhepunkt gefunden zu haben.

Zuz stand vor den Reisenden.

Auf einer Wiesenfläche vor dem Dorf gewahrten sie eine Heerde weidender Kühe; daneben stand ein etwa zwölfjähriges Mädchen an einen Stab gelehnt und sang unbekümmert um die herannahenden Pferdetritte aus voller Brust. Des Kindes Gesang verwob sich mit dem friedlichen Glockengeläute der Heerde zu einer wunderbar ergreifenden Melodie.

Es war ein Lied, das die Heldenthaten der Engadiner bei der Calverschlacht besang. Das Lied war eine Erzählung von biblischer Einfachheit, ein Lallen der Poesie, das zuweilen in bewegten Zeiten aus der Brust des Volkes heraufsteigt, ein Wellenschlag der Volksseele, der in lose zusammenhängenden Worten eine Fluth von Empfindungen an die Oberfläche wirft. Der Rhythmus bewegte sich schwerfällig auf und nieder und die Töne, die ihn umschwebten, waren nicht viel anders als pathetischer, bald melancholischer, bald klagender, bald jubelnder Sprachlaut. Die Stimme entbehrte durchaus der Zartheit und Lieblichkeit, aber in dem kindlichen Gesang offenbarte sich eine leidenschaftliche Erregung, eine Kraft der Empfindung, welche unwillkürlich hinriß. Als das Kind vom Tod der vier Brüder von Fettau sang, welche zugleich vom Schuß einer Feldschlange getödtet wurden, da senkte sich seine Stimme zu tiefen Klagetönen, die wie unterdrücktes Schluchzen klangen.

„Ein hübsches Lied,“ sagte nun Travers, heranreitend, „warum singst Du nicht weiter?“

Das Kind wandte ein von Wind und Wetter gebräuntes Gesicht blitzschnell nach ihm um und sah ihn aus lichterlohen Fackeln zornig an. Auf seinen Wangen aber perlten noch die Thräntropfen, die den Brüdern von Fettau galten.

„Das Lied hat uns gefallen,“ wiederholte Travers freundlich, „würdest Du es uns nicht noch einmal singen?“

„Da könnt Ihr warten,“ erwiderte das Mädchen scharf abwehrend.

Margadant lachte laut auf. „Ein schöner Empfang in der lieben Heimat.“

Travers aber sprach besänftigend: „Wir haben Dich erschreckt, das war nicht schön von uns. Weiß Hauses bist Du und wie heißest Du?“

Das Mädchen zögerte. „Ich heiße Marita Cor,“ gab es endlich in mißtrauischem Ton zur Antwort.

Travers sann nach; in ihm stieg die Erinnerung an zwei wilde, stets zerlumppte, von allen Uebrigen gemiedenen Knaben auf, die ihm durch ihre Verwegenheit und tollen Streiche Angst und zugleich Bewunderung eingeflößt hatten. „Ich kannte Deine Brüder Simon und Martin, sie sind ungefähr in meinem Alter,“ sagte er, „was ist aus ihnen geworden?“

„Sie sind im Krieg,“ erwiderte Marita auf einmal ganz freundlich.

„So, beim König von Frankreich?“

„Der Eine ist beim König, der Andere beim Herzog Sforza.“

„Um Gotteswillen, dann stehen sie einander gegenüber.“

„Das thut Nichts, sie treffen sich nicht. Zuerst hat der König geworben, da ist der Simon gegangen, nachher hat der Herzog besser bezahlt, da ist der Martin auch gegangen.“

„Dergleichen kann in unserm Vaterland vorkommen?“ rief Travers empört.

„Es wäre nicht erlaubt, aber Herr Jakobus von Travers ist ein guter Herr und sieht durch die Finger. Uebrigens soll der Krieg jetzt fertig sein und sie kommen Beide nach Hause.“

Travers fand vor Schmerz und Entrüstung keine Worte. Sein nächster Blutsverwandter gehörte also zu Denjenigen, die um persönlicher Vortheile willen dem Unfug des Reißlaufens, das heißt dem unerlaubten Kriegsdienst, freien Lauf ließen. Vielleicht strich er, wie so viele Andere, mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt eine französische Pension ein, während Jünglinge aus seiner nächsten Umgebung sich in den Dienst des Feindes begaben.

Auch Margadant war aller Humor vergangen. „Deine Brüder sind schlechte Kerle,“ sagte er kurz.

Marita duckte sich schon zur Seite, als ob sie gewohnt sei, daß einem Vorwurf auch eine handgreifliche Bekräftigung folgen müsse. Travers aber sprach lateinisch zu seinem Gefährten gleichsam als Entschuldigung für die Schande des Vaterlandes: „Die Brüder Cor gehören einer schlechten und verachteten Familie an.“

Marita schnellte wieder empor. Eine dunkle Gluth schoß ihr in's Gesicht und wieder flammte ein zorniger Strahl in ihren brennenden Augen auf. „Wer sagt das?“ rief sie herausfordernd.

„Verstehst Du lateinisch?“ fragte Travers erstaunt und verlegen.

„Warum soll ich nicht lateinisch verstehen?“ erwiderte das Mädchen halb trotzig, halb weinerlich, „bin ich doch die Kuhmagd des Herrn von Planta.“

Margadant fand seinen Humor wieder. „Sprechen die Kühe des Herrn von Planta lateinisch?“ fragte er lachend.

Marita gab ihm keine Antwort.

„Laßt das Kind,“ erwiderte Travers, dem es wirklich leid that, daß es ihn verstanden hatte, „Marita hört im Hause ihres Herrn viel lateinisch sprechen und bei der großen Ähnlichkeit unserer Muttersprache mit dem Lateinischen hat sie es verstehen gelernt, nicht wahr, es ist so?“

Margadant nahm eine zerknirschte Miene an und sagte: „Gebt Euch keine Mühe, Travers, wir haben Prinzessin Marita und ihre edle Familie beleidigt und müssen das schreckliche Unglück ertragen. Vielleicht gelingt es uns, durch langjährige Reue sie später zu versöhnen.“

Marita wandte den Fremden achselzuckend den Rücken und begab sich zu ihren Kühen, die schon weit über die Marken der Wiese hinausgegangen waren. Die Reiter trabten davon. Aber Marita war nicht Diejenige, die mir Nichts dir Nichts eine Beleidigung einsteckte. Als sie sich außer Tragweite der Arme und Degen der Jünglinge erblickte, rief sie ihnen hohnlachend nach: „Der Herr von

Planta hat niemals behauptet, die Cor seien schlechte Leute, wohl aber die Herren in langen Mänteln, die statt mit dem Degen mit der Zunge fechten!"

Das Engadin hatte durch den Schwabekrieg stark gelitten. Mehrmals waren die Tiroler sengend und brennend das Thal heraufgezogen, hatten die Einwohner mißhandelt und ihre Heerden fortgetrieben. Der Sieg der Bündner in der Schlacht an der Glaven hatte ihren Plünderungszügen ein plötzliches Ende gemacht. Zuz selbst hatte seine Heerden und was es an Geldeswerth besaß durch List und zugleich durch ein schweres Opfer gerettet. Von einem beabsichtigten Ueberfall der Tiroler benachrichtigt, die auf unwegsamen Pfaden durch Casanna kommen sollten, hatten die Bewohner ihre Kostbarkeiten vergraben und darüber die Häuser angezündet. Darauf waren sie mit allem Lebendigen in die Alpen geflohen. Der Feind fand Nichts, als einen rauchenden Trümmerhaufen und mußte, wollte er nicht verhungern, schleunigst mit leeren Händen den Rückzug antreten.

Das Dorf fing an, sich aus der Nische zu erheben. Die Häuser der Reichen waren schöner, stattlicher wieder aufgebaut, diejenigen der Armen folgten langsam nach.

Zuz war ein ansehnliches Dorf, nach Chur wohl der reichste Ort des Landes. Es lag in anmuthiger Gegend am Fuße des Berges Albana in der Einbuchtung eines

sanft auslaufenden Hügels vor rauhen Winden wohlgeschützt. Der Berg zeigte vom Gipfel bis zu den tief gelegenen, sonnigen Terrassen, die mit Gerste bepflanzt waren, ausgerodeten Waldboden. Die mächtigen Lärchen- und Arvenstämme waren zum Wiederaufbau des Dorfes benutzt worden. Die ländliche Wohlhabenheit genügte den Bürgern nicht mehr und sie sahen sich nach anderen Erwerbsquellen um. Die Sitte des fremden Kriegsdienstes kam ihnen dabei sehr zu statten. Ihre Jünglinge bekleideten in fremden Staaten oft Offiziersrang, oder studirten zu Pavia oder Bologna und widmeten sich im Vaterland dem Staatsdienst.

Unter diesen vornehmen Bürgern lebten einige Familien abge sondert in Armuth und Verachtung. Sie verrichteten für die Reichen die schwerste Landarbeit und die niedersten Dienste für geringen Lohn. Niemand wußte, woher dieses Mißverhältniß kam und doch wäre die Ursache nicht weit zu suchen gewesen. Die Engadiner hatten zu allen Zeiten gewisse Rechte zu bewahren gewußt, niemals hatten sie den stolzen Nacken der Botmäßigkeit eines Herrn gebeugt, sie waren mit wenigen Ausnahmen stets Freie gewesen. Nur in Samaden und Zuz hatten einst die Bischöfe von Chur einige Höfe mit Hörigen besessen. Diese hatten sich niemals mit den Freien vermischt, denn es bestand ein Gesetz, nach welchem der Freie, der sich mit einer Hörigen verband, in das Verhältniß des Hörigen zu dessen Dienstherrn trat. Noch jetzt bildeten ihre Nachkommen, trotzdem

die Hörigkeit längst verschwunden war, eine besondere niedere Klasse. Einer solchen Familie gehörte Marita Cor an.

Travers und Margadant übernachteten in der Herberge. Margadant verweilte vor seiner Weiterreise in's Münsterthal noch ein paar Tage bei seinem neu erworbenen Freund, um diesen, wie er lachend behauptete, in seinen neuen Wirkungskreis einzuführen. Früh Morgens begab sich Travers zu seinem Better gleichen Namens. Als er mit seinem Begleiter, der ihm wie sein Schatten folgte, die lange, gewundene Dorfstraße dahin schritt, bemerkte er, daß die Leute durch die kleinen Fenster die Köpfe nach ihnen ausstreckten. Sie gelangten auf einen großen, steilen Platz, der gleichsam das leere Mittelstück des Häusergewirres bildete, das sich in Kreuzesform an den Fuß des Hügels lehnte. Die eine Seite des Platzes bildete ein Komplex fester Gebäulichkeiten, die von einem Thurm überragt wurden. Es war der Wohnsitz der mächtigen Familie Planta, welcher im Dorf kurzweg la Tuor, der Thurm, genannt wurde. Nicht weit davon mußte Travers' Vaterhaus gestanden haben. In der That machte ihm das bekannte Wappen ob einer Hausthüre langes Suchen überflüssig. Das Außere des Gebäudes fiel seinem Auge, das so lange der eigenthümlichen Bauart der Berghäuser entwöhnt war, in hohem Grad auf. Wirthschafts- und Wohngebäude lagen unter der gleichen Dachfirst, das gewaltige Thor, das beiden zugleich diente, war auf die Einfahrt großer Heuwägen berechnet. Die schießchartähnlichen Fenster, die

kaum so groß waren, daß sie einen Menschenkopf durchließen, waren tief in die Mauer eingelassen und gaben dem Haus das Ansehen einer Festung. Ihre spärliche und unsymmetrische Vertheilung deutete auf Dunkelheit und Unregelmäßigkeit im Innern. Travers trat ein und in der That hatte er Mühe, in dem weiten dämmrigen Gang, der allerlei landwirthschaftliches Geräth barg, ein steiles Treppchen zu entdecken, das in ein Stockwerk höher führte. In der Stube traf er eine alte Frau allein, die sich auf seine Frage nach dem Landamann Jakobus von Travers mit unfreundlichem Blick entfernte, um diesen herbei zu rufen. Es war ein kleines, nicht ungemüthliches Zimmer, in dem sich die beiden Freunde befanden. Wie billig präsentirte sich gleich der Ofen als Beherrscher des Raumes. Er nahm ungefähr den vierten Theil desselben ein und war an seiner Vorderseite mit kreisrunden Vertiefungen versehen, in welchen sich eigroße, glatte Kieselsteine befanden, die als Handwärmer dienen sollten; an seiner Wandseite führte ein Treppchen durch eine Fallthüre in die ob der Stube gelegene Schlafkammer. Die Wände des Stübchens waren mit roher Arvenholztäfelung bekleidet, ein paar Truhen dienten als Sitz und Schlafstellen. Durch ein einziges hochgelegenes Fensterlein fiel ein spärliches Licht auf ein lebensgroßes Oelbild an der gegenüberliegenden Wand. Das Bild stellte einen Mann in österreichischer Offiziersuniform dar und zeigte eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Jüngling, der nun davor stand und es in tiefer

Bewegung betrachtete. Es war Travers' Vater. Travers dachte an seinen Vater nie anders, als in der andachtsvollen Verehrung mit der man an die Heiligen denkt. Kindliche Liebe, sanfte Trauer, halberloschene Erinnerungen woben um das Bild des Frühverbliebenen den Glorienschein der Verklärung. Er hatte nicht Zeit, sich seinen Gefühlen hinzugeben; die Thüre ging auf und Herr Jakobus trat gemessenen Schrittes herein, hinter ihm die alte Frau von vornhin, die zwischen Ofen und Wand verschwand, ohne die Fremden weiter zu beachten.

Travers hatte schon gestern Abend den Zufall verwünscht, der ihm eine ungünstige Meinung über seinen Better beigebracht hatte. Allerdings war es nur die hingeworfene Bemerkung eines Kindes gewesen, welche diese hervorgerufen hatte, aber er kämpfte vergebens dagegen, sie saß nun einmal fest. Sie wurde auch nicht verwischt, als er sich seinem Better gegenüber befand. Herr Jakobus war ein Mann in mittlern Jahren; sein glattes Gesicht hatte keinen ausgesprochenen Ausdruck, bald erschien es gut, mild und klug, bald kalt und blöde; seine Gestalt neigte im Gegensatz zu der sehnigen Race der Engadiner zur Wohlbeleibtheit hin. Er verneigte sich förmlich vor den Fremden und sprach in wohlwogenen Worten. „Fama erzählt, daß der Sohn meines unvergeßlichen Oheims unvorhergesehener Weise angekommen sei, was ich, im Fall es sich bestätigt, als einen besonders glücklichen Zufall preisen würde. Gewiß wird

einer von diesen Herren für den verloren Beglaubten gehalten und erlaube ich mir die Frage, welcher es ist, der Anspruch macht, ein Travers zu sein.“

„Seht uns etwas näher an,“ erwiderte Travers auf das Bild seines Vaters zeigend, „welcher von uns die Züge dieses Mannes trägt.“

„Da kann ich lange schauen, ich sehe Nichts als zwei fremde Gesichter vor mir,“ gab Herr Jakobus unhöflich zur Antwort.

Travers fühlte sich bei diesen Worten bis im Innersten angefaltet. Er reichte ihm die Literæ der Hochschule zu München hin, laut welcher ihm Grad und Titel eines Baccalaureus der philosophischen Fakultät verliehen wurde.

Herr Jakobus prüfte die Literæ mit Kennermiene, dann sprach er bedächtig. „Ich zweifle nicht, daß Ihr mein Vetter seid, indessen ist in einem solchen Fall schon um meines Amtes willen Vorsicht geboten. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß dieses Blatt mit Eurer Person Nichts zu schaffen habe.“

Die helle Gluth schoß Travers in's Gesicht. „Aber die Aehnlichkeit mit meinem Vater, meine romaniſche Mundart, die Ihr, trotzdem ich sie zum Theil vergessen, als gut engadinisch erkennen müßt.“ —

„Wie gesagt, ich zweifle nicht an der Identität Eurer Person, aber zur Erfüllung gewisser Formalitäten braucht es noch andere Beweise.“

Travers besann sich, daß Herr Jakobus in Voraussicht seines Nichtwiedererscheinens sein väterliches Erbe schon eingestrichen hatte und sagte kalt: „Ich hatte von meinem nächsten Blutsverwandten einen andern Empfang erwartet. Die verlangten Beweise werde ich Euch mit Hilfe des hochwürdigsten Bischofs Ziegler verschaffen und indessen Euer Mißtrauen, das in diesen schlimmen Zeiten, wenn nicht gerechtfertigt, so doch wenigstens erklärlich ist, nicht übernehmen. Ich gehe nun zum Freund meines Vaters, dem Herrn von Planta, vielleicht spricht die Stimme seines Herzens lauter für mich, als die Euxige.“

„So ist es nicht gemeint,“ erwiderte Herr Jakobus, der bei Nennung dieses Namens plötzlich andere Saiten aufzog. „Bis jetzt hat der Landammann des Gerichtes Oberengadin gesprochen, nun laßt auch den Verwandten sprechen und der heißt den Brudersohn seines Vaters von ganzem Herzen willkommen. Ich war hocheifreut, als ich gestern Abend hörte, daß der Todtgeglaubte und Todtbeweinte wieder aufgetaucht sei. Ich kann sagen, ich und meine liebe Frau Mutter haben vor Freude die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„Kein Auge zugethan,“ ließ sich eine krächzende Stimme von oben vernehmen, und als die beiden Freunde in die Höhe schauten, erblickten sie die alte Frau auf dem Ofen, die wie eine Königin von ihrem Thron herunter sah.

„Die Mutter leidet am Zipperlein und sitzt selbst im Sommer auf dem geheizten Ofen,“ sprach Herr Jakobus

zur Erklärung ihrer sonderbaren Stellung. „Und nun, meine werthen Herren, thut mir die Liebe und nehmt mit mir den Freundschaftstrunk.“ Er ließ ein Tischchen, dessen Platte an der Wand zurückgeschlagen war, auf einen Dreifuß herunter und bald darauf saßen die Männer vor drei mächtigen Humpen, die mit der rubinrothen Gluth des feurigen Veltliners angefüllt waren. Herr Jakobus wurde gesprächig und über seine geschmeidige Zunge zog unter dem Anschein harmloser Erzählung eine ganze Völkerwanderung vornehmer Bündnergeschlechter, vom Bischof Ziegler von Ziegelberg zu Chur, bis zur Familie von Planta von Luz.

„Mit Freuden habe ich vernommen, daß der Freund meines Vaters drei Söhne besitzt, die sich in der Schlacht an der Galben ausgezeichnet haben.“

„Drei Söhne und eine Tochter,“ schaltete hier Margadant ein, der bisher gegen seine Gewohnheit stumm geblieben war.

„Und eine Tochter,“ wiederholte die Stimme aus der Höhe.

„Woher wißt Ihr das?“ fragte Travers überrascht seinen Freund.

„Pst, — ich habe im Hause eine Bekanntschaft. Während Ihr noch in den Federn lagt, habe ich meine Zeit benutzt.“

„Ich will wetten, es ist Marita Cor, die dem Herrn von der jungen Tochter erzählt hat,“ krächzte es zornig vom Ofen herunter, „die muß plaudern, die muß erzählen, die

muß auch überall hinhorchen, daß die Leute ihrer Geheimnisse nirgends sicher sind, selbst wenn sie lateinisch sprechen.“

Travers erhob sich, er wollte die Stunde, den Freund seines Vaters zu besuchen, nicht länger versäumen. Herr Jakobus hatte sich die größte Mühe gegeben, den schlimmen Eindruck, den sein kalter Empfang hervorgebracht, vergessen zu machen; es war nicht gelungen.

Margadant aber stellte sich vor dem Abschied vor dem Ofen auf und sprach im Ton innigsten Mitgefühls. „Ich kann Euch nicht genug bedauern, wertheste Frau Traversin, daß Ihr lebenslang, ja lebenslang, an den schlimmen Gesellen geschmiedet seid, denn wo sich einmal das Zipperlein eingeschlichen hat, da sitzt es fest. Zwar besaß mein Vater ein Rezept, nach welchem er Tausende kurirt hat, aber —“

„Wie, was, Ihr wißt ein Mittel gegen das Zipperlein? Ich bitte Euch sehr, werther Herr und Freund, wollet es mir in Liebe mittheilen.“

„Mit tausend Freuden, aber —“

„Kein Aber, Herr Jakobus, mein Sohn wird es Euch mit Gold bezahlen.“

„Gold ist eben der Fluch alles Guten auf der Welt; denn als mein Vater es sich einmal beifallen ließ, von einem hohen Herrn Geld für sein Mittel anzunehmen, wurde es für immer unwirksam. Immerhin ist es eines Versuches werth. Das Rezept lautet einfach: Hast du eine spizige

Zunge, so bestreiche damit die Ferse deines linken Fußes, hast du eine breite, so genügt die Hand."

Margadant grüßte ehrerbietig und verließ mit Travers, der ihm einen strafenden Blick zusandte, die Stube. Bevor er die Thüre schloß, hatte er die Genugthuung zu sehen, daß Frau Travers ihren linken Schuh abzog.

Nun begaben sich die Freunde zum Herrn von Planta. Bevor sie in das burgähnliche Haus eintraten, mußte Margadant das Versprechen ablegen, überflüssige Spässe draußen zu lassen. Durch lange, tönende Gänge, über steile Treppen und Treppchen, an versteckten Winkeln vorbei, gelangten sie zu den Wohngemächern der Familie. Herr Planta empfing den Sohn seines Freundes mit offenen Armen, ebenso seine Söhne. Die Hausfrau und die Tochter gewährten dem Gast nach alter Burgsitte den Kuß, der gleichsam eine Versiegelung der Standesgenossenschaft war. Travers machte von seinem Rechte Gebrauch, ohne sich dabei etwas zu denken, aber als er seinen Kuß zu zwei Dritteln in die Luft und zum kleinsten Theil auf die Wange der Tochter gehaucht hatte, erröthete er unwillkürlich, denn er erinnerte sich, daß die beiden Freunde einst ihre Kinder für einander bestimmt hatten. Margadant schien nicht übel Lust zu haben, es ihm nachzumachen, aber Dorothea von Planta zog sich entschieden zurück, denn die Sippe des fecken Jünglings war ihr fremd. Dorothea war eine Erscheinung voll Ruhe und Ebenmaß. Stimme, Gang und Gestalt, der klare Blick und selbst der bräunliche Ton

der Gesundheit auf ihren Wangen, vereinigten sich zu einem Bild edler Kraft und frauenhafter Schöne, an welchem sich der Menschen Augen gern erlabten.

Herr Planta nahm alsogleich das Recht der Gastfreundschaft für sich voraus und befahl seinem jungen Freund in militärischer Kürze, Mantel und Degen abzulegen und sein Pferd von der Herberge abholen zu lassen. Dann fragte er ohne Umschweife, ob er sich mit Herrn Jakobus über die Herausgabe seiner Erbschaft schon verständigt habe.

Travers fühlte sich durch die offene, herzliche Art des alten Herrn auf's Angenehmste berührt und erwiderte mit derselben Offenheit, der Empfang bei seinem Better sei nicht sehr ermunternd gewesen, deßwegen habe er die Frage der Erbschaft einstweilen unberührt gelassen.

Herr Planta schlug mit der Faust auf den Tisch und schwur, so wahr Herr Jakobus ihm nicht seinen redlichen Theil herausgebe, werde er ihn dazu zwingen, wenn es sein müsse mit dem Degen, die Erbschaft werde leider Gottes schmal genug ausfallen.

Während Dorothea ab und zu ging und für die Bewirthung der Gäste sorgte, erzählte Herr Planta von den schönen Zeiten, da er mit Travers' Vater unter Friedrich dem Dritten diente, und gab dem Sohn den Rath, sich ebenfalls der militärischen Laufbahn zu widmen, als der einzig passenden für einen Jüngling von Stand und schmalem Einkommen.

Travers zog die Literæ der Hochschule zu München hervor und sagte, er hoffe sich auf andere Weise nützlich zu machen, er habe keine Liebe zum Soldatenwesen und ziehe es vor, mit den Waffen des Geistes zu kämpfen, vielleicht werde er ein Streiter Gottes. Darauf entwickelte er die Ansicht, daß die Kirche bei der allgemeinen Sittenlosigkeit ihrer Vertreter und bei den Mißbräuchen, die mit der heiligen Lehre getrieben werden, an Ansehen verloren habe und er es für eine schöne Aufgabe erachte, an ihrer Regeneration zu arbeiten.

Der jüngste Sohn des Hauses horchte hoch auf. Herr Planta aber rief: „Pfaff wollt Ihr werden? Daraus wird Nichts, das werde ich zu verhindern wissen, wenn es sein muß mit dem Degen. Der geistliche Stand ist gut für den dritten Sohn, seht meinen Thomas hier, den künftigen Bischof von Chur, dem Milchgesicht wird die Tonsur gut anstehen, aber nicht Euch, dem Erstgebornen und Einzigen, Ihr müßt Euch verheirathen und Euer Geschlecht zu Ehren ziehen.“

Aber Dorothea wandte sich mit schwesterlicher Freundlichkeit an Travers und sagte, er habe ihr wie aus der Seele gesprochen, sie könnte sich keinen beglückenderen Lebenszweck denken, als ein starker Grundpfeiler der wankenden Mutter Kirche zu werden und durch tugendhaften Lebenswandel eine verwahrloste Gemeinde zu bessern Sitten anzuregen.

Herr Planta aber sprach mit lauten Worten: „Schweige, Dorothea, schweige, was willst Du von Dingen reden, die

Du nicht verstehst? Ich weiß Nichts von Spitzfindigkeiten, ich war auf keiner hohen Schule, Gottlob, — obwohl ich im Lateinischen meinen Mann stelle, wie es sich heut' zu Tage nicht anders schickt — aber so viel weiß ich doch, daß es um unseren jungen Freund schade wäre, nicht Pfaff soll er werden, sondern ein tapferer Degen, ein tapferer Degen wie sein Vater, ich werde ihn schon noch zu überzeugen wissen.“ Der alte Herr sprach nun von Travers' Zukunft, als ob es eine ausgemachte Sache wäre, daß er in französischen Kriegsdienst trete, „denn,“ fügte er hinzu, „unter Oesterreich geht es nicht mehr, seitdem wir es geschlagen. Das war eine schöne Geschichte beim Ausbruch des Schwabenkrieges; alle Bündner, die unter Oesterreich dienten, kamen heim, aber es war doch so zu sagen eine Schande, daß man nun die Waffen gegen den Herrn kehren mußte, dessen Brod man bisher gegessen.“

„Dergleichen schöne Geschichten dürften auch unter Frankreich vorkommen,“ sagte Travers.

„Wie, was,“ brauste der alte Herr auf, „Ihr seid doch kein Feind des fremden Kriegsdienstes?“

Travers erwiderte, er werde sich ein anderes Mal darüber aussprechen, da heute die Zeit zu kurz dazu sei. Er ließ auch die Frage über seine Zukunft unerledigt und fragte ablenkend nach dem Geistlichen des Ortes, dem er seinen Besuch abstatten wollte.

Herr Planta rief erregt: „Hut ab vor unserm guten Pfarrer Rönz, — was den fremden Kriegsdienst anbetrifft, so entgeht Ihr mir nicht, das nächste Mal müßt Ihr mir reinen Wein einschenken, — er ist wie eine Lilie auf dem Felde, das heißt mitten in der allgemeinen Verderbniß der Geistlichkeit von tadellosem Lebenswandel, dazu ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, wie sie dem Geistlichen zur Zierde gereicht, — der Kriegsdienst ist nämlich eine Wohlthat für die meisten Adelsfamilien des Landes, — im Uebrigen ist er verrückt, nämlich unser guter Pfarrer Rönz.“

Dorothea erröthete ein wenig über das rücksichtslose Wort und fügte schnell hinzu: „Der gute Herr vergißt über seinen Büchern die Welt und leidet an einer Zerstretheit, die ihn oft lächerlich macht. Keinem Menschen fällt es übrigens ein, es ihm deßwegen an der gebührenden Achtung fehlen zu lassen.“

„Außer seinem Hausdrachen, Frau Katharina, die ihn beständig maßregelt und die er wegen seiner Unbeholfenheit in irdischen Dingen doch nicht entbehren kann. Hätte ich ein so böses Weib im Haus, so würde ich, versteht Ihr? — mit dem Degen“ — Herr Planta machte die Bewegung des Zungenausschneidens.

In diesem Augenblick drang in gedämpften, langgezogenen Tönen das Lied von der Calverschlacht an die Ohren der Anwesenden. Herr Planta stürzte gegen die

Thür, aber Dorothea kam ihm rasch zuvor, und sagte beschwichtigend: „Marita vergißt sich immer wieder, ich werde sie gleich schweigen heißen.“

Herr Planta aber sagte zornig: „Das dumme Ding weiß, daß das Lied ihr jedesmal Dies einträgt,“ diesmal machte er eine klatschende Bewegung mit beiden Händen, „und doch kann sie es nicht lassen. Wenn sie nämlich mit ihrer Grabesstimme vom Tod der vier Brüder in Fetta singt, geräth mein Blut derart in's Kochen, daß ich meine, ich müsse mich mit gezücktem Schwert in die feindlichen Reihen werfen, um den Tod der vier Brüder zu rächen.“

Während Herr Planta also sprach, hatte Margadant Dorothea um die Erlaubniß gebeten, Marita aufzusuchen und sich das Lied, das einen großen Eindruck auf ihn machte, aufzuzeichnen.

Travers brachte nun das Gespräch auf die Calver-schlacht und pries es als besonders glücklichen Zufall, daß die Brüder Planta trotz ihrer anerkannten Tapferkeit vor Verstümmelungen bewahrt geblieben waren. Wie durch ein Zauberwort wurde es auf einmal sehr still im Kreis, die Brüder antworteten Nichts, Herr Planta senkte den Kopf in den Humpen und that ein paar nie enden wollende Züge, und als Travers erstaunt aufblickte, gewahrte er, daß Frau Planta sich eine Thräne aus dem Auge wischte. Nur Dorothea blickte mit innerer Genugthuung auf ihre Brüder und sagte einfach: „Die heilige Jungfrau hat sie beschützt.“

Travers hatte das Gefühl, als ob er einer verborgenen Saite des Familienlebens einen Mißton entlockt habe. Bergebens suchte er wieder ein heiteres Thema anzuregen, die Männer und Frau Planta blieben einsilbig. Dorothea allein schien von der allgemeinen Stimmung unberührt zu bleiben und ging freundlich auf seine Bemerkungen ein.

Da hallte plötzlich aus dem Hausflur eine kreischende Stimme und die Worte wurden durch die offene Thürspalte deutlich vernehmbar. „Schämt Euch, über eine arme Kuchmagd so zu spotten. Wartet, Herr von Planta wird Euch die Flossen schon austreiben, wenn es sein muß mit dem Degen. Mein Herr versteht keinen Spaß und ist mit so einem Herrchen in langem Mantel bald fertig.“

Gleich darauf trat Margadant mit einem Pergamentblättchen in die Stube und sagte, er habe Marita die Verse von Anfang bis Ende entlockt; zuletzt habe er dadurch ihren Zorn herausgefordert, daß er ihr in einem lateinischen Vers seinen schönsten Dank abstattete.

Travers war diesmal das heitere Intermezzo sehr willkommen. Er verabschiedete sich mit herzlichen Worten von der Familie mit dem Versprechen, das wiederholte, kategorische Anerbieten der Gastfreundschaft anzunehmen.

Nun lenkten die Freunde ihre Schritte nach dem Pfarrhaus. Es war eine gar bescheidene Wohnung, die sie betraten. Den vierten Theil des Stübchens nahm auch hier der

gewaltige Ofen ein und ein anderes Viertel ein Verschlag, in welchem sich Lebendes regte. Das Stübchen war übrigens blank und reinlich; der Verschlag diente zugleich als Bank, auf welcher der Herr Pfarrer saß und in einem Folianten las. Durch die Stäbe des Verschlages streckten ein paar Hennen ihre langen Hälse und pickten an die Waden des geistlichen Herrn, was dieser übrigens nicht zu bemerken schien. Als die Freunde eintraten, sah er sie zuerst geistesabwesend an, dann erhob er sich und begrüßte Travers bei Namen. Er lud sie zum Sitzen ein, ließ das Tischchen von der Wand herunter und holte Wein mit dem Bemerken, es thue ihm herzlich leid, daß er den Herren nicht besser aufwarten könne. Wohl wisse er, daß Frau Katharina manche Herrlichkeit im Haus berge, aber das Suchen wolle er hübsch bleiben lassen, denn gar leicht mache man den Frauen etwas verkehrt, wenn man in ihre Domäne eingreife. Margadant warf einen Blick auf den Folianten und wie Sonnenschein ging es über sein Gesicht. Als der Pfarrer zurückkehrte, fand er ihn am Hühnerverschlag, wie er, die eine Hand auf dem geschlossenen Folianten gelehnt, mit der andern leicht gestikulirend, in fließendem Griechisch den ersten Gesang der Odyssee hersagte.

Der Pfarrer blieb mit verklärter Miene an der Thüre stehen, dann stellte er den Weinkrug auf den Ofen statt auf den Tisch und sprach voll Bewunderung: „Das nenne ich mir eine Sicherheit in der griechischen Sprache.“

„Der erste Gesang ist in meinem Gehirn wie auf einem Pergamentblatt eingeschrieben, ich habe ihn auch schon in's Lateinische übersetzt,“ erwiderte Margadant.

Die beiden Männer hatten sich gefunden. Sie setzten sich auf die Hühnerbank und führten eine Unterhaltung, bei der Travers stummer Zuhörer blieb; ihre Augen leuchteten, ihr Redefluß plätscherte wie aus unererschöpflichen Bornen, — und der Wein blieb auf dem Ofen. Der Pfarrer war voll Begeisterung für die Kenntnisse des blutjungen Mannes und prophezeite ihm eine glänzende Zukunft. Margadant erwiderte selbstgefällig, er habe allerdings im Sinn, durch Ruhm andere Güter zu ersehen, die ihm ein neidisches Schicksal vorenthalten habe. Travers erkannte in dem bescheidenen Landpfarrer eine Feuerseele, die für alles Schöne und Gute schwärmte und auf ihrem Flug nach höhern Regionen wohl hie und da den wirklichen Zustand der Welt vergessen mochte.

Eine schrille Frauenstimme ließ den Pfarrer aufschrecken. Er erinnerte sich an seine Pflichten gegen die Gäste und nahm den Weinkrug vom Ofen, wobei er die Geistesgegenwart hatte, noch schnell den Wein zu prüfen, damit er sich ja nicht am Essigkrug Frau Katharinas vergreife. Diese trat bald darauf mit einem Messelbund in die Stube und begrüßte die Gäste mit einem tiefen Knix. Dann schnitt sie die Messeln klein und streute sie ihren Lieblingen in den Kleientrog vor. Dabei sagte sie, das lederne Ungethüm da sei lezthm einer Henne auf den Kopf gefallen und habe sie

getödtet. Als sie keine Antwort erhielt, fragte sie bissig den alten Herrn, ob er den Herren auch wirklichen Wein vorgesetzt habe und nicht etwa Tinte.

„Versucht ihn selbst,“ erwiderte der Pfarrer sich in die Brust werfend, „und nun geht und holt was Eure Küche vermag.“

„Unser Haus hat leider nicht viel anders als dergleichen aufzuweisen,“ sagte sie und warf den Folianten mit einer verächtlichen Bewegung auf den Ofen zu ihren Strümpfen, „könnte man davon satt werden, so wäre Frau Katharina nicht so mager.“ Sie nahm aber doch frische Eier aus dem Nest und bald hörte man das Feuer auf dem Herde knistern.

Der Pfarrer goß den Wein in die Becher und ließ einen Rest für Frau Katharina im Krug zurück, „denn,“ bemerkte er versöhnlich, „die Gute ist gar empfindlichen Gemüths und fühlt sie sich im Geringsten benachtheiligt, so geht es ohne ein Donnerwetter nicht ab.“ Endlich fiel ihm ein, auch Travers zu berücksichtigen und bald war er mit ihm in eine philosophische Frage vertieft, wie vorhin in die Odyssee.

Margadant ließ die Augen vom Wein zum Essigkrug schweifen; der Anlaß sich wegen der unwürdigen Behandlung seines Lieblingswerkes an Frau Katharina zu rächen war gar zu verlockend. Er benutzte einen Augenblick, wo er sich gänzlich unbeachtet sah, um Wein- und Essigkrug zu wechseln, las die zerstreuten Kesseln zusammen und steckte sie in Frau Katharinen's Strümpfe, den Folianten aber entfernte er aus

so schnöder Nachbarschaft und stellte ihn an den Bücherplatz ob der Thüre und zwar so, daß er dem Eintretenden unfehlbar auf den Kopf fallen mußte. Die Voraussetzung trat ein, Frau Katharina, Odyssee und Eier lagen im gleichen Augenblick zu Boden. Unter lautem Wehklagen wurden alle Drei aufgehoben. Margadant war untröstlich über die Tücke des Schicksals, die seine Hand zu einem Fehlgriff verleitet hatte. Der Pfarrer wußte in seiner Herzensangst nichts Besseres zu thun, als der Aermsten einen Becher voll Wein zu gießen. Frau Katharina that einen tüchtigen Zug, worauf sie ganz starr und blau wurde.

Vor der Thüre schwur Travers, dies sei das letzte Mal, daß er mit Margadant Besuche abstatte. Frau Katharina aber besuchte nach einigen Stunden mit verstörten Mienen die Nachbarin und klagte über die zunehmende Zerstretheit ihres Herrn, die ihr den Aufenthalt in seinem Hause unmöglich mache. Heute sei es ihr durch einen Trunk Essig an's Leben gegangen, dazu habe er immer das größte Recht, und wenn er irgend eine Teufelei angestellt habe, so wolle er durchaus nicht der Urheber sein.

Was war aus dem alten, stolzen Hohenrhätien geworden? Es war zu einem kleinen, kleinen Land herabgesunken, das nur noch durch die Zähigkeit Bedeutung erhielt, mit welcher es sich um seine Selbstständigkeit wehrte. Nach der Herrschaft

der Römer, Ostgothen und Franken war das Feudalwesen aufgekommen und das Land wurde statt durch einen fremden Herrn durch eine Menge einheimischer Grafen und Barone regiert. Nicht alle waren Tyrannen. Die Freiherren von Vaz, die ein großes Gebiet besaßen, liebten das Volk und beförderten dessen Freiheiten. Wie eine wohlthätige Sonne strahlte ihr Geschlecht Jahrhunderte lang am rhätischen Himmel, bis es mit dem Tod des mächtigen Donat, der mit dem österreichisch gesinnten Bischof von Chur Krieg führte und Oesterreichs Einfluß in Rhätien brach, erlosch. Nach seinem Tod kam ihr Besizthum in fremde Hände und wurde im Lauf der Zeiten gänzlich zersplittert. Andere Geschlechter gewannen dadurch an Glanz und Ansehen, aber der milde Geist der Vazer vererbte sich nicht mit ihren Gütern. Die rhätischen Edeln lebten in beständigem Krieg mit einander und betrachteten das Volk, obgleich es sich längst von Hörigkeit frei gemacht hatte, nur als Werkzeug, um ihre Fehden auszufechten und sich auf seine Kosten zu bereichern. Aber es gelang ihnen nicht, den unverwüßlichen Freiheitsfinn dieser Gebirgsbewohner zu bändigen. Das Volk, zum Neuzersteren getrieben, schaffte sich Selbsthülfe, es verurtheilte die Edeln nach eigener Justiz, mancher Tyrann fiel unter der Hand eines Volksrächers, manche Burg ging in Flammen auf. Es begann Bündnisse zu schließen zum Schutz gegen die Gewaltthätigkeit der Großen im Innern und gegen Angriffe von Außen. Die Edeln mußten begreifen, daß die

Tyrannie vorüber war, die Bessern kamen den Wünschen des Volkes entgegen, die Andern fügten sich aus Nothwendigkeit. Die Macht der Gegenseitigkeit fühlend schlossen sie sich den Bündnissen an, diese theils anregend, theils bestätigend. So entstanden der Gotteshausbund, der graue Bund, der Zehngerichtenbund und wieder einigten sich die drei Bünde zu einem Staatskörper, der unter dieser Form für ewige Zeiten wahren sollte. Dieser Bund wurde im Jahr 1471 beim Weiler Bazerol im Gericht Belfort geschlossen. Die drei Bünde hieß nun der kleine Freistaat das Ueberbleibsel des einst mächtigen Rhätiens, welches Dank seiner natürlichen Schutzmauern von Granit und Gestein, Dank seiner labyrinthisch verschlungenen Thäler, in denen sich der Feind wie in einem Netz verlor, Dank seiner hemmenden Ströme und Tobel und Dank der wilden Tapferkeit seiner Bewohner, den Klauen fremder Eroberer entgangen war.

Der Bund von Bazerol, der ein Ausfluß des selbstbewußten Volkswillens war, stand wie ein Fels in der Brandung politischer Strömungen und Parteiungen. Kaum hatte der Frühling die Gebirgspfade frei gemacht, so pilgerten die Besten des Landes nach der geweihten Stätte. Sie kamen aus der fruchtbaren Ebene von Chur und den fünf Dörfern, sie kamen von den Quellen des Rheins, der Albula und des Inn, sie kamen von ihren Edelsitzen, von ihren Bauernhütten oder Klöstern, der Edelmann wie der Bauer, der Staatsmann wie der Priester, der Herr wie der Knecht,

Alle, Alle folgten dem Ruf der Vaterlandsiebe, der durch Bündens Thäler erklang, und Alle waren vom Bewußtsein erfüllt, daß ein gemeinschaftliches Zusammenwirken allein ihr armes Vaterland von der politischen Zerfahrenheit und den tausend Uebeln befreien konnte, an denen es litt. Sie kamen meistens zu Fuß mit dem Gepäck auf dem Rücken ohne äußere Zeichen von Stand und Würde. In einer großen Bauernstube hingen sie ihre Ranzen mit dem bescheidenen Mundvorrath auf, ihr Nachtlager fanden sie in den wenigen Hütten des unansehnlichen Dörfchens. Ihre Versammlungen hielten sie unter freiem Himmel und Jedermann hatte das Wort.

Im Frühling des Jahres 1501 war die Versammlung besonders ernst und würdig. Schweres lag auf dem Vaterland. Der Schimpf des Verraths besleckte den Waffenruhm der Eidgenossen und Bündner. Noch niemals war die Verderblichkeit fremden Kriegsdienstes so sehr zu Tage getreten, wie bei der Schlacht von Novara, die kürzlich zwischen dem König Ludwig dem Zwölften von Frankreich und dem Herzog Sforza von Mailand stattgefunden hatte. Was half es nun, daß die Eidgenossen die Unüberwindlichen genannt wurden, was half es, daß dieser Feldzug ihnen selbst die schönen Länder Bellenz, Lauis und Luggaris eingebracht hatte, da ihr Name nicht rein geblieben war?

Zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft bestand ein Vertrag, welcher dem König gestattete, in eidgenössischen

Ländern eine gewisse Anzahl Soldaten zu seinem Kriegsdienst zu werben. Golddurst und die Gewohnheit des Kriegshandwerks waren im Volk so stark eingewurzelt, daß sich immer mehr Mannschaft stellte, als gefordert und bewilligt wurde; die Ueberzähligen aber traten wider das Verbot heimlich in den Dienst oder machten sich auch Nichts daraus, zu einem andern Herrn überzugehen. Diese Soldaten, die sich ohne Bewilligung der Regierung in fremden Kriegsdienst begaben, hießen Reisläufer. Das Reisläufen wurde zwar für eine Entartung des fremden Kriegsdienstes angesehen, der man entgegenarbeiten müsse, aber die Strafe, die darauf lag, wurde sehr läßig gehandhabt. Das Reisläufen war nun in der Schlacht von Novara die Ursache eines demüthigenden, ja entehrenden Vorfalles für die Eidgenossen geworden.

Schon während des Schwabenkrieges hatte Frankreich mit Hülfe der Eidgenossen das Herzogthum Mailand eingenommen. Herzog Sforza rettete sich durch die Flucht. Unterdessen warb Frankreich in den verbündeten Ländern noch mehr Mannschaft und eroberte auch das Veltlin. Nach der Eroberung wurde die Mannschaft als überflüssig entlassen und ihr ein Theil des Soldes vorenthalten. Herzog Sforza benutzte die Erbitterung der Benachtheiligten, um sie für sich zu gewinnen. Mit diesen Reisläufern zog er über das Wormser Joch und erwarb mit Ausnahme einiger festen Plätze sein Herzogthum ebenso schnell wieder, wie er es verloren hatte. Als er sich im Besitz seiner Herrschaft

sicher glaubte, verließ er seine Hauptstadt und schlug sein Quartier in Novara auf.

Wieder sandte Frankreich nach den Ländern seine Werber, die mit vollen Händen Geld ausstreuten und bald 24,000 Mann beisammen hatten. Diese vereinigten sich bei Vercelli mit dem großen französischen Heer und belagerten Novara. Das Traurige war geschehen, die unausbleibliche Folge des Keiselaufens hatte sich als Fluch erfüllt, die Schweizer standen sich in fremdem Kriegsdienst als Feinde gegenüber. In der Eidgenossenschaft herrschte große Bestürzung. Die Tagsatzung ließ nach beiden Lagern den Befehl abgehen, sich nicht zu schlagen. Der Befehl gelangte durch Umtriebe wohl in das mailändische, aber niemals in das französische Lager. Der Herzog war von einem weit überlegenen Heer eingeschlossen, es fehlte ihm an Geld, Lebensmitteln und Waffen, sein Untergang war gewiß. Die eidgenössischen Hauptleute beider Lager, die nicht Bruderblut vergießen wollten, traten zur Berathung zusammen; die mailändischen machten den Vorschlag, sich nicht zu schlagen, die französischen, denen der Beschluß der Tagsatzung unbekannt geblieben war, und nicht eigenmächtig handeln wollten, nahmen vorläufig den Antrag nicht an. Unterdeß faßte der Herzog den Entschluß auszurücken, aber die Eidgenossen erklärten, ihm gegen ihre Landsleute nicht durchzuhelfen. Nun unterhandelten sie wieder ohne Vorwissen des Herzogs mit den Franzosen. Diese gestatteten ihnen und den übrigen Truppen

freien Abzug mit Vorbehalt des Herzogs und einiger mailändischen Edelleute. Im mailändischen Lager wurde beschlossen, den Herzog in Verkleidung mitzunehmen. Der Plan wurde den Franzosen verrathen.

Am zehnten April 1500 verließen die mailändischen Truppen mit dem Herzog, der wie ein eidgenössischer Krieger gekleidet und bewaffnet war, die Thore von Novara. Vor den Thoren stand das französische Heer aufgepflanzt, die Herzoglichen mußten zwischen den Reihen hindurchziehen. Plötzlich ließ sich das Wort vernehmen: Wo ist der Herzog? Der Herzog wurde gesucht und gefunden und als Gefangener abgeführt. Es half Nichts, daß die ihm zunächst stehenden Eidgenossen ihn mit ihrem Leib deckten und ihren Rettungsversuch mit dem Leben büßten, der Verräther weilte doch in ihren Reihen.

Jeder brave Eidgenosse fühlte sich durch diesen Verrath in seiner Vaterlandslehre gekränkt. Die Keisläufer waren im Vaterland verachtet und das Volk verlangte Bestrafung der Verräther. Es wurden weitläufige Untersuchungen eingeleitet und Einer büßte mit dem Leben, büßte vielleicht für Viele, die mit kurzer Gefangenschaft davon kamen.

Diese Ereignisse warfen ihren düstern Schatten auch auf die Versammlung der Männer in Bazerol. Die einsichtigsten Landesvertreter hatten sich schon vernehmen lassen und hatten das Keislaufen als ein unabsehbares Uebel bezeichnet. Aber wie dem abhelfen? Konnte man das Keislaufen

unterdrücken, ohne zugleich den fremden Kriegsdienst aufzuheben? Au Letzteres dachte Niemand, wußte man doch, daß der fremde Kriegsdienst eine Goldquelle für das Land geworden war, deren plötzliche Stockung allgemeine Noth hervorrufen mußte. Nicht nur der Einzelne fand bei den unaufhörlichen Kriegen Frankreichs mit den Nachbarstaaten einen regelmäßigen Verdienst, auch die Regierungen erhielten bedeutende Jahrgelder für Bewilligung der Werbung.

Dies Alles hielt sich in den Grenzen der Gesetzlichkeit und ließ sich dagegen Nichts machen, was aber für die Sitten und die Wohlfahrt des Landes von viel größerer Tragweite war, war das, was unter der Hand vor sich ging. Es gab Männer aus den angesehensten Landesfamilien, die sich nicht scheuten, Geld und Geschenke, wohl auch regelmäßige Pensionen von Frankreich und andern Mächten anzunehmen, damit sie dem Reiselaufen freien Lauf ließen. Welche Folgen ein solches Beispiel von oben auf das Volk haben mußte, liegt auf der Hand. Treubruch und Bestechung waren an der Tagesordnung, man sah darin etwas Un-erlaubtes, aber nichts Unehrenhaftes. Auch andere Uebel brachte der fremde Kriegsdienst in's Land, Arbeitsfcheu, Heppigkeit, Unmäßigkeit, Luxus in Kleidern und Lebensart. Mit Schauder erkannte der bessere Mann, wie die Corruption von den obern Regionen bis in die Hütten des Landmanns hinunterstieg und das Volk dem Verderben entgientrieb.

In langer Berathung hatten sich die Männer über das Unglück des Vaterlandes besprochen und keinen Ausweg gefunden. Da trat ein Jüngling in der schlichten Kleidung eines Landmanns, der mit den Engadinern gekommen war, auf den freien Platz, der für die Redner bestimmt war und ließ sein „liebe Mitbürger“ über die Versammlung hin erschallen. Was war an den zwei Worten, daß auf einmal Alles still wurde und lauschte? Es waren nicht zwei Worte, nein, es war ein warmer Gruß von Freundes Mund gespendet, ein Ton aus tiefer Brust geholt, ein Akkord, der eine Melodie einleitet. Nun perkten die Worte seiner Rede klar und durchsichtig aus der ungetrübten Fluth seiner Gedanken und Empfindungen für den gemeinen Mann ebenso faßbar, wie für den lateinischen Gelehrten, der sein Denken an Cicero's Werken geübt hatte. Der Jüngling schien ein Anderer zu werden, während er sprach, sein Wort war eine Königskrone, seine Geberde ein Herrscherstab, man vergaß die bescheidene Erscheinung und fühlte den Gebieter im Reiche der Gedanken. Eine athemlose Stille lag auf der Versammlung. Wer war der Jüngling, dachte der Mann aus dem Volke, der seine Gedanken zu errathen, seinen Zorn, seine Entrüstung, seine Befürchtungen und Hoffnungen nachzuempfinden und ihnen so klaren Ausdruck zu geben verstand, daß sie ihm selbst erst recht zum Bewußtsein kamen? Wer war der Jüngling, fragten sich die gelehrten Herren, die von Klöstern und Schulen kamen, der mit so hohem

Schwung der Begeisterung so viel Schärfe des Verstandes verband? Wie kam der einfache Landmann dazu, seiner Rede so bewunderungswürdige Rundung zu geben? Und Alle, Alle fühlten sich von der Wahrheit seiner Worte durchdrungen. Denn die Begriffe über Moral, die im Gewissen des Volkes mit dem Griffel der Ewigkeit geschrieben sind, können wohl durch die öffentliche Meinung verdunkelt, aber niemals verwischt werden und es braucht nur das rechte Wort zu rechter Zeit, um wieder geweckt zu werden.

„Er ist ein Travers“, ließ sich eine Stimme vernehmen, als ob sie wüßte, daß sie einer allgemeinen Frage entgegenkomme.

„Aber ein Johannes, kein Jakobus,“ fügte eine andere hinzu.

In den Ernst der Stimmung tönte heiteres Lachen, es war allgemein bekannt, daß Herr Jakobus Travers durch die Jahrgelder fremder Regierungen zu Reichthum und hoher Stellung gekommen war.

Johann Travers selbst konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, aber er ließ sich durch die kleine Unterbrechung nicht stören und stellte schließlich den Antrag, ein Gesetz zu erlassen, das die Bestimmungen des Kriegsdienstes regle und das Weisklaufen und die Jahrgelder bei strenger Strafe verbiete. Die Meisten behaupteten, bei dem Stand der Dinge sei die Ausführung eines solchen Gesetzes unmöglich, aber Travers beharrte darauf, daß gerade in Zeiten, wo das

Gewissen des Volkes in Verwirrung gerathen sei, ein Gesetz zur Richtschnur da sein müsse. Nach langer Erwägung wurde von den Männern in Vazerol der Antrag Travers' angenommen.

Als der Beschluß im Lande bekannt wurde, lachten Viele laut auf, darunter Herr Jakobus Travers.

Herr Jakobus war wieder zum Landammann des Oberengadins gewählt worden. Die Wahl zwischen ihm und seinem Vetter, dem jungen Travers, war schwankend gewesen. Wer weiß, wären die Keller des Letztern so gut bestellt gewesen, wie die des Erstern, so hätte er vielleicht den Sieg davon getragen.

Travers hatte die Gastfreundschaft des Herrn Planta nicht lange in Anspruch genommen. Nach Erlangung seines Erbes, das in der That schmal genug war, hatte er den Bau eines Häuschens angeordnet und war dann einer Einladung des Bischofs Ziegler gefolgt, der ihm eine Stellung an seinem Hofe anbot. Als sein Häuschen vollendet war, kehrte er in's Engadin zurück in der Absicht, sich den öffentlichen Landesangelegenheiten zu widmen. Den Plan, in den geistlichen Stand zu treten, hatte er aus unbekanntem Gründen aufgegeben.

Im Hause des Herrn Jakobus ging es heute hoch her. Nach der Wahl wurde den Wählern der übliche Schmaus

verabreicht. Das ganze Engadin nahm daran Theil, der Wein floß in Strömen, Keiner trat ungesättigt seinen Heimweg an. Als die Wahlmänner weg waren, begann die Schmauserei von Neuem. In allen Zimmern, auf allen Gängen wurden die Tische wieder mit Speisen und Getränken besetzt und die Dorfbewohner, Männer, Frauen und Kinder strömten herein. Der neugewählte Landammann schritt zwischen der Menge hin, blieb hie und da bei Bekannten stehen und ermunterte zum Essen und Trinken. Auf die vielen Vivatrufe leerte er ein Glas und nickte mit bescheidener Freundlichkeit seinen Dank. Er war nicht ganz so leutselig und zuversichtlich, wie sonst, der neue Landammann, denn in den Freudenbecher des Sieges fiel mancher Vermuthstropfen, er hörte nur zu gut, daß die Vivatrufe ebenso oft seinem Landschreiber galten wie ihm. Herr Jakobus hatte mit ebenso viel Klugheit als Vorsicht seinen Vetter zum Landschreiber ernannt. Zwei Gründe hatten ihn zu dieser Wahl bestimmt, erstens war ihm daran gelegen, den kenntnißreichen Jüngling für sich zu gewinnen, zweitens wollte er dem Volke zeigen, daß er in ihm den Rivalen nicht fürchtete.

Travers hatte sich an einem Tisch mit der Familie Planta zusammengesunden und schaute nachdenklich und etwas befremdet dem Treiben zu. Herr Planta war kein Konkurrent bei den Wahlen gewesen, er war durch und durch Kriegsmann und verachtete den Staatsdienst, der die jungen Männer

lehre, statt mit dem Degen mit der Zunge zu fechten. Dorothea nahm an dem allgemeinen Vergnügen Theil, sie sprach und scherzte mit den Nachbarn, nippte von dem Wein, ließ die Zirkelnüsse unter ihren weißen Zähnen knacken und lauschte der Tanzmelodie, die sich von Zeit zu Zeit vor der Thüre hören ließ. Aber dem Lärm und dem Sauchzen gegenüber, das aus allen Zimmern drang, erschien der Ausdruck ihrer Freude gedämpft und auf ihrem schönen Antlitz legte es sich manchmal wie ein Schleier. An ihrer Seite saß Frau Travers, die unaufhörlich von der neuen Bürde sprach, die ihr Sohn zum Wohl des Vaterlandes auf sich genommen habe. Dorothea tröstete sie, ihr Sohn habe an seinem Vetter gewiß die beste Hülfe gewonnen. Dann wandte sie sich an Travers und sprach freundlich und unbefangen wie immer. „Ihr seid heute an Euerm Ehrentag zu ernst, Herr Travers, wohl weiß man, daß Ihr ein schweres Amt übernommen habt, dem Landammann gebührt die Ehre, dem Landschreiber die Arbeit, aber vergeßt es heute und freut Euch mit den Fröhlichen.“

Frau Travers warf auf ihren jungen Verwandten einen bösen Blick, sagte aber im Gegenjaß dazu: „Herr Jakobus wird Euch mit Rath und That beistehen, leert Euer Glas auf sein Wohl.“

„Ich kann nicht so leicht vergessen, wie dieses Volk,“ erwiderte Travers, der zusehends nachdenklicher wurde, je mehr die Wogen der Freude um ihn überschlugen, „seht,

wie das schmauſt und zecht, als ob es keine andere Aufgabe vor ſich hätte, als ſich des Lebens zu freuen. Die Wunden des Schwabekrieges ſind, wie es ſcheint, vernarbt und vergeſſen.“

„Nicht wie es den Anſchein hat,“ ſprach nun Herr Planta, „wenn ich dieſem leichtſinnigen Thun zuſeh, möchte ich, verſteht Ihr? — mit dem Degen. Nein, traut nicht dem Geflimmer, die Leute ſind arm. Die glänzenden Ketten und Ringe der Bürger haben mit der Goldſchmiedekunſt Nichts zu thun und ihre Töchter tragen unter den Scharlachleidern kein Hemd.“

„Nimmer hätte ich gedacht, in unſern Bergen ſolche Pracht zu finden.“

„So iſt es in der Welt, Jeder will ſich pußen und gütlich thun, Keiner will arbeiten,“ erwiderte Herr Planta ſehr laut gegen die Menge.

Dorothea erröthete, ſie ſelbſt trug ein Brotkleid und Perlen im Haar und ihre weiße Hand hatte nie ein anderes Werkzeug angerührt, als Spindel und Nadel. Freilich war ſie eine Planta, ſagte der Vater. Sie berührte mit ihrem Tuch leicht die harte Hand des Travers und ſagte: „Unter Tauſenden gibt es wohl kaum eine federgewandte Hand, die ſich dazu verſteht, den Pflug zu führen, will ſie einmal Arbeit wechſeln, ſo greift ſie zum Schwert, um mit Gewalt die Früchte des Fleißes Anderer zu ernten.“

„Unser Freund und Landsmann ist eine Ausnahme,“ bestätigte Herr Planta, „und wir können ihm nicht genug danken, daß er dem Volke durch das Beispiel zeigt, wo die Quellen seiner Wohlfahrt zu finden sind.“

„Die Scholle, welche die Pflanze hervorbringt, hat auch die Kraft, sie zu ernähren,“ sprach Travers ernst, „auf fremdem Boden verdorrt sie oder schießt zum Nachtheil ihrer Lebenskraft zu plötzlich empor. Unserm Bergvolk geht es in der ungesunden Luft fremder Zonen nicht besser.“

Herr Planta wußte sehr wohl, was Travers meinte und machte eine ungeduldige Bewegung. Er liebte den Sohn seines Freundes wie die seinigen und war tief betrübt, daß er ein so entschiedener Gegner des fremden Kriegsdienstes war. Tausendmal hatte er gedroht, ihm die Flossen auszutreiben, wenn es sein müßte mit dem Degen. Die Drohung hatte er nicht ausgeführt und ebenso wenig war es seiner Beredsamkeit gelungen, ihn zu anderen Ansichten zu befehren. Nun stand er auf und brachte Herrn Jakobus seinen Becher zu.

Unterdessen sprach Dorothea: „Was Ihr da sagt, ist schön, aber in der Welt läßt sich mit dem besten Willen nicht Alles auf einmal ändern. Der fremde Kriegsdienst gewährt den Leuten ein reichliches Brod, die heimische Scholle ein mageres, kein Wunder, daß sie das erstere vorziehen.“

Travers war nicht wenig erstaunt, in Dorothea eine so eifrige Fürsprecherin des fremden Kriegsdienstes zu finden,

sie hatte sich bisher nie darüber ausgesprochen und wie er glaubte, auch nie darüber nachgedacht.

„Seht, zum Beispiel,“ fuhr sie stockend fort, „Ihr arbeitet wie ein Landmann.“

„Ich bin ja arm.“

„Aber mich dünkt es um Eure kostbare Zeit schade. Wäre der fremde Kriegsdienst so schädlich, so wäre mein Vater gewiß nicht dafür.“

„Und Herr Jakobus, mein Sohn, auch nicht,“ warf Frau Travers ein.

„Wollt Ihr mich nach Frankreich oder nach Oesterreich schicken?“

„In die Hölle,“ murmelte Frau Travers vor sich hin, sagte aber freundlich: „nur in die Schreibstube meines Sohnes, wo ihr stets ein lieber Gast seid.“

„Mein Vater nimmt allerdings keine Jahrgelder an, weil er sie nicht nöthig hat, wäre dies der Fall, so hätte er, glaube ich, keine Bedenken.“

„Und Herr Jakobus, mein Sohn, auch nicht.“

„Ihr irret, werthe Frauen, seitdem das Gesetz von Bazerol in Kraft getreten ist, nimmt kein Ehrenmann mehr Jahrgelder an.“

„Ein Gesetz bestand schon lange und doch wußte jeder Ehrenmann, was er zu thun hatte,“ erwiderte Frau Travers.

Sie nahm den runden Stein, der ihr zum Aufschlagen der Birbelnüsse diente, und machte ihrem verhaltenen Zorn dadurch Luft, daß sie Schalen und Kerne zu Brei zerstieß.

Dorothea, die ihren Vater zurückkommen sah, flüsterte Travers hastig in's Ohr, „König Ludwig hat sich nach einflußreichen Männern des Oberengadins erkundigt, Euer Name ist genannt und —“

Ein vorwurfsvoll strafender Blick traf sie, daß sie erschrocken innehielt. Sie fühlte, daß sie Travers verletzt hatte, eine heiße Röthe trat in ihre Wangen und sie wagte nicht, die Augen zu ihm aufzuschlagen. So entging ihr sein Ausdruck, der immer milder wurde, je länger er sie ansah, bis zuletzt der Zorn daraus verschwand und einem tief ausgeprägten Schmerz Platz machte. Frau Travers unterhielt Herrn Planta, der sich wieder zu ihr gesetzt hatte, von den Verdiensten ihres Sohnes, die beiden jungen Leute saßen stumm neben einander und fanden kein Wort, das ihre Pein löste. Da trat der Pfarrer Rönz an den Tisch und sagte, die Leute seien ungeduldig, daß der neue Land-schreiber sich noch nicht habe hören lassen, sie möchten eine Rede hören, eine berühmte Rede, wie die von Bazerol. „Aber,“ fügte er lateinisch hinzu, indem er sich von Herrn Planta weg und Dorothea näher zuwandte, „laßt heute den fremden Kriegsdienst und was damit zusammenhängt bei Seite, denn wie ich aus zuverlässiger Seite weiß, ist Herr Planta und seine schöne Tochter Euern Ansichten sehr

abgeneigt.“ Unter andern Umständen hätte Dorothea, der kein Wort entgangen war, über den heimlichen Rath des Pfarrers lachen müssen. Der gute Pfarrer Rönz hatte sie jahrelang im Lateinischen unterwiesen und sie oft mit Stolz seine beste Schülerin genannt. Nun aber hielt sie mit Mühe die Thränen zurück.

Travers stand auf und schritt ein paarmal zwischen den Tischen hin, seine Gedanken waren weder bei seiner Rede von Bazerol noch bei andern Reden, sondern bei Dorothea, die so wenig eine Ahnung von seinem innersten Sein hatte, daß sie eine Zumuthung an ihn stellte, die mit seinen Mannesüberzeugungen in direktem Widerspruch stand. Nimmer hätte er gedacht, daß ihm am Urtheil eines Menschen so viel gelegen wäre. Er nahm sich zusammen, die Leute warteten, langsam sprach er die Einleitungsworte. Dann brauste es herauf, was in ihm grollte, der Zorn, der Unwille, die Beschämung, aber sie kehrten sich nicht gegen Diejenige, die den allgemeinen Standpunkt vertrat, sondern gegen den Standpunkt selbst. Und wie damals in Bazerol fand auch jetzt das rechte Wort zur rechten Zeit den Weg zum Gewissen des Volkes. Ja, das Volk fühlte seine sittliche Verwilderung und sah den Abgrund offen, dem es in seiner Verblendung entgентаumelte und wurde von einem Schauer erfaßt. Wie damals lag auch jetzt lautlose Stille auf der Versammlung. Auch als Travers geendet hatte, schwieg der ungemessene Jubel, der früher alle Räume er-

füllte, die Gläser standen halb angefüllt auf den Tischen, Würfel und Kartenspiel, dem sogar die Frauen huldigten, ruhten. Die Aeltern brachen zuerst auf, die Mütter gingen heim zu ihren Kindern, die Väter zu ihrer Arbeit.

Pfarrer Rönz rief voll Begeisterung: „Heilige Jungfrau, Travers, was würdet Ihr erst auf der Kanzel ausrichten? Sie schleichen sich Alle beschämt davon, Ihr werdet sehen, heute kommen die Jungfrauen alle zur Besper.“

Travers hatte sich wieder zu Dorothea gesetzt, die wie im Traum da saß. Herr Jakobus trat an den Tisch heran und sagte mit erzwungener Heiterkeit: „Vetter, das geht doch über den Spaß, erstens vertreibt Ihr mir die Leute von den Tischen, zweitens macht Ihr sie aufrührerisch. Ist es Euch wirklich Ernst mit dem Verbot der Jahrgelder? Wo würde unser Ansehen, unser Wohlstand hinkommen ohne die Jahrgelder?“

„Ihr habt meine Meinung gehört, ich spreche hinter dem Rücken des Volkes nicht anders als öffentlich,“ erwiderte Travers kalt.

Herr Planta aber schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte in halb zornigem, halb weinerlichem Ton: „Die ganze Welt ist verkehrt. Früher focht jeder rechte Mann mit dem Degen, statt mit der Zunge, und nun muß ich bekennen, daß es nicht immer vom Uebel ist, wenn die Leute auch mit der Zunge fechten, unser Freund da hat es soeben bewiesen.“

Frau Travers focht auch mit der Zunge, zum Glück aber entgingen ihre Hiebe der Aufmerksamkeit der Anwesenden.

Dorothea mahnte zum Aufbruch. Herr Planta stand rasch auf, indem er sagte, er wolle nicht der Letzte sein, der mit gutem Beispiel vorangehe. Nur Pfarrer Rönz blieb sitzen, er hatte das Bedürfniß, sich über die unvergleichliche Beredtsamkeit des jungen Mannes auszusprechen. Während nun seine eigene Beredtsamkeit zum Lob Travers' wie aus einer Brunnenröhre dahinsfloß, zerstampfte Frau Travers alle Birbelnüsse, die übrig geblieben waren und murmelte, er hätte füglich den Andern nachgehen können.

Herr Jakobus aber sprach zum Schluß mit kühlem Spott. „Wartet nur, bis der Werber des Königs Ludwig über die Thürschwelle des Gefeierten schreitet, dann wird er wohl andere Saiten aufziehen.“

Pfarrer Rönz faßte den Sinn der bösen Worte nicht, er ging verwirrt nach Hause und vergaß läuten zu lassen; heute ging keine einzige Jungfrau zur Besper.

Herr Planta schritt mit Travers und Dorothea seinem Hause zu. Er schlug mit seinem Stock heftig an die Mauern der Häuser und hielt mit ihm in Ermangelung eines Degens stumme Zwiesprache über einst und jetzt. Unter der Hausthür wollte sich Travers verabschieden. Dorothea reichte ihm die Hand und sprach mit bebenden Lippen: „Wie konnte ich, unerfahrenes Mädchen es wagen, Euch einen Rath geben zu wollen. Seht, meinem Vater und uns Allen

thut es weh, daß Eure Mittel Euch nicht erlauben, wie ein Edelmann zu leben und daß Ihr Nichts von uns annehmen wollt. Da dachte ich, Ihr könntet wohl auch thun, was andere Männer thun, die in Ehren und Ansehen stehen. Gewiß denkt Ihr nun gering von mir und vergeßt meine thörichten Worte nicht mehr.“

Travers erwiderte rasch und feurig. „Sagt, daß Eure Freundschaft für mich Euch dieselben eingegeben hat und ich werde nicht mehr daran denken.“

„Meine Freundschaft,“ sagte Dorothea erschrocken und entzog ihm leise aber bestimmt ihre Hand, „so anmaßend bin ich nicht, daß ich mich Eure Freundin nennen dürfte, aber wollt Ihr nicht so viel und doch viel mehr, so lasse ich Euch in meinem Herzen einen Platz frei neben meinem Vater und meinen Brüdern.“

Die Antwort hätte nicht wärmer sein können und doch war sie anders, als Travers sie gewünscht hätte. Und als er seine Augen in die ihren versenkte, sah er darin etwas Fremdes, Räthselhaftes aufsteigen und er hatte, wie so oft, wenn er sich ihr zu nähern wähnte, das Gefühl, daß ein Geheimniß zwischen ihnen stehe. Herr Planta versetzte ihm einen leichten Schlag auf die Schulter und sprach mit einem Seufzer. „Kommt mit in's Haus, wo Ihr stets wie ein Sohn willkommen seid. Dorothea hat Recht, Ihr habt weder Eltern noch Geschwister, denkt ich sei Euer Vater und sie — Eure Schwester.“

Die Milchgeschirre der Frauen von Zuz waren schon längst blank und sauber und immer wieder langten die Braven nach dem Scheuerzeug und spülten sie von Neuem im Brunnen. Sie warteten auf Marita Cor. Diese kam endlich mit verweinten Augen und tauchte ihr Milchgeschirr schweigend in den Brunnen. Nachdem die Frauen vergebens auf ein Wörtchen gewartet hatten, fragte Frau Katharina, die Haushälterin des Pfarrers: „He, Marita, was machst Du heute für ein betrübtcs Gesicht?“

„Soll ich lustig aussehen, während man meinen Bruder Simeon in's Gefängniß abführt?“

„Die paar Tage Gefängniß sind bald überstanden und Eurer Familienehre geschieht dadurch kein Abbruch.“

„Was soll das heißen?“ fuhr Marita zornig auf.

„Ei, ei, seht die kleine Kröte. Das soll dies und jenes heißen, zum Beispiel, daß ein paar Tage Gefängniß für Keislaufen keine Unehre sind.“

„Um so mehr, als unser würdige Landammann, Herr Jakobus, mit gutem Beispiel vorangegangen ist,“ sprach ein Frauenzimmer, das sich rühmte, mit dem Landammann des Oberengadins im dritten Grad der Verwandtschaft zu stehen.

„Wie so mit gutem Beispiel?“

„Weiß man nicht etwa, daß Herr Jakobus für das Jahrgeld, das er von König Ludwig erhält, großmüthig Strafe bezahlt hat?“

„Und für das von Herzog Sforza auch?“ fragte Marita höhnisch.

„Schweig und antworte nur, wenn Du gefragt wirst.“

„Nein, ich frage diese ehrenwerthen Frauen alle, ob Herr Jakobus auch für das Jahrgeld, das ihm Herzog Sforza auszahlt, gebüßt worden ist.“

„Pst, pst,“ machte Frau Perpetua, die Haushälterin des Landschreibers Travers, „so etwas darf man nicht sagen, wer will es dem Herrn Jakobus beweisen?“

„Ich will es beweisen,“ rief Marita und warf ihr Milchgeschirr so heftig in den Brunnen, daß das Wasser hoch aufspritzte, „mein Bruder Simeon ist mit seiner Erlaubniß zum Herzog Sforza gegangen, nun büßt er im Gefängniß, während Herr Jakobus noch immer der wohl-angesehene Landammann des Oberengadins ist. Was thut dem Herrn Jakobus das bißchen Geldstrafe? Er ist reich, er merkt es nicht, aber auf meinen Bruder wird man nun mit dem Finger weisen und jeder schlechte Kerl hat das Recht zu sagen: Du bist nicht besser als ich, du warst auch im Gefängniß.“

„Tausend noch einmal, Nichts mehr? Seht, wohin eine Cor sich versteigt.“

„Ich sage Euch, Herr Jakobus ist Zehnmal schlechter als mein Bruder, nein, Hundertmal schlechter, Tausendmal —“

„Still, Lastermaul —.“ Ein Wasserguß erstickte der Aufgeregten das Wort im Mund. Die Verwandte im dritten Grad suchte auf diese Art die Familienehre aufrecht zu erhalten.

„Hundert, Tausend, Millionemal,“ schrie Marita, kaum daß sie wieder Athem schöpfen konnte. Sie blieb der Verwandten des Herrn Jakobus Nichts schuldig, bald troffen Beide von Wasser.

Die Verwandte mußte den Rückzug antreten und ging schimpfend nach Hause, um ihre Kleider zu wechseln. Die andern Frauen gönnten ihr von Herzen diese Abkühlung auf ihren Hochmuth, denn sie wußten ganz genau, daß die Verwandtschaft nur im vierten Grad bestand, gaben aber Marita einen tüchtigen Verweis. Diese blieb am Brunnen und verrichtete ihre Arbeit. Der Wasserguß hatte wie ein Bad wohlthätig auf ihre Nerven eingewirkt, die vollführte Rache that das Uebrige, sie wurde ganz ruhig und fing an zu pfeifen.

„Unerhört ist es, ja unerhört,“ fing Frau Katharina mit herausforderndem Blick auf Frau Perpetua wieder an, „daß der Landschreiber den Landammann bestraft.“

„Es gibt viele Leute, die ihm Recht geben,“ erwiderte diese.

„Was Recht,“ sagte Frau Katharina, die immer widersprach, „der Herr Landschreiber hätte besser gethan, selbst ein Jahrgeld anzunehmen, wie ich höre, könnte er es wohl brauchen.“

„Ich wollte es nicht wagen, ihm zum zweiten Mal eins anzubieten.“

„Wie war es denn das erste Mal?“

„Hu, wie das war. Als der vornehme Herr in die Stube trat und ihn französisch begrüßte, wurde er roth und seine Augen begannen zu flammen. Der Herr zählte eine Summe blanken Goldes auf den Tisch, da donnerte es von seinen Lippen, ich weiß nicht was, der Herr besann sich nicht lange, was er zu thun hatte, er strich sein Geld ein und ging viel schneller als er gekommen war. Unter der Hausthüre nannte er triumphirend den Namen des Herrn Jakobus. Mein Herr schaute ihm nach und richtig ging er geraden Wegs zu Herrn Jakobus, wo er lange verweilte. Dieser begleitete ihn bis zur Hausthür zurück und die Beiden schüttelten sich zum Abschied herzlich die Hände. Mein Herr aber sagte betrübt: „O Frau Perpetua, ich gäbe was drum, hätte ich das nicht gesehen.“

„Das war der Mühe werth wegen einem Händedruck. Er thäte besser gegen Fremde selbst etwas höflicher zu sein. Und warum hat er die Summe Geldes nicht angenommen? Ist es nicht aus lauter Hochmuth, um die Leute glauben zu machen, daß er es nicht nöthig hat? Wohl, der soll um Jungfrau Dorothea freien, Herr Planta wird ihn schön empfangen.“

„Sprecht nicht von Dingen, die Ihr nicht versteht,“ erwiderte Frau Perpetua würdevoll und genau mit den

Worten, die sie selbst auf ungefähr die gleichen Einwendungen zu hören bekommen hatte. „Es geht wider seine Ueberzeugung Geld anzunehmen, und dabei das Volk dem Verderben entgegenzuführen. Ob arm, ob reich, was thut es? In diesen schlimmen Zeiten ist Armuth eine Ehre.“

„So, und glaubt er vielleicht, Jungfrau Dorothea sei der gleichen Ansicht?“

Frau Katharina warf einen Blick auf Marita, welche immer lauter pfiß und die Unterhaltung der Beiden nicht zu beachten schien. „Maritchen,“ sagte sie schmeichelnd, „komm her, trockne Dich an der Sonne, Du bist ja ganz naß.“ Marita rührte sich nicht von der Stelle. „Was meinst, Maritchen, wird Jungfrau Dorothea nicht Herrn Jakobus vorziehen? Herr Jakobus ist nicht zu alt, noch nicht Bierzig, von vornehmer Familie, reich, ein schöner Mann.“

Marita unterbrach einen Augenblick ihr Pfeifen und sagte kurz: „Zu dick.“

„Was zu dick? Ist es nicht viel schöner, wenn ein Mann schwer und gewichtig einhertritt? Was meinst, ist vielleicht der Landschreiber schöner?“

„Zu dünn.“

„Nun, nun, Maritchen, schmolle nicht länger, gib eine andere Antwort. Hast Du Nichts gemerkt, sagt Jungfrau Dorothea nicht manchmal wie andere Leute: Der Herr Landammann Jakobus ist ein schöner Mann?“

„Zu kurz.“

„So, das sagt sie, und der Herr Landschreiber?“

„Zu lang.“

„Nun aber, wird es bald?“ rief Frau Katharina in aufwallendem Zorn, glättete aber gleich wieder ihre Stirn und sagte in ihrem süßesten Ton. „Komm her an die Sonne, Maritchen, und sprich recht. Gewiß hörst Du in Deinem Hause viel vom Herrn Landammann und Landschreiber reden. Welchen rühmt Deine Herrschaft am meisten?“

„Beide.“

„Ja, aber ich meine —“

„Es nützt Euch Nichts, Frau Katharina, wenn sie Heimlichkeiten haben, reden sie lateinisch.“

„Du verstehst aber lateinisch.“

„Ja, so etwas, aber nicht viel.“

„Was hast Du denn erlauscht?“

Nun ging Marita wirklich an die Sonne ganz dicht zu Frau Katharina und sagte geheimnißvoll: „So will ich es Euch erzählen, aber sagt es nicht weiter. Als Herr Travers einmal fort ging, schlug Herr Planta mit der Faust auf den Tisch und rief: Mit dem Degen, mit dem Degen werde ich ihm die Flausen austreiben, dann wandte er sich an Jungfrau Dorothea und fuhr zornig fort, rarum, rerum, rorum —“

„Langsam, langsam.“

„Rarum, rerum, rorum — mit dem Degen, mit dem Degen muß man ihm den Verstand beibringen.“

Hochbefriedigt eilte Frau Katharina nach Hause, die fremden Silben vor sich hersagend, um sie dem lateinkundigen Herrn Pfarrer ja genau bringen zu können. Als sie weg war, sahen sich die Beiden an und lachten. Und doch stürzten Marita wieder die Thränen aus den Augen und sie sprach tief betrübt: „Jetzt wird Simeon schon im Gefängniß sein. Seht, gestern Abend hätte ich Herrn Travers erwürgen mögen, aber heute morgen sprach er so gut in mich hinein, daß mir der Zorn verging. Schade, so ein guter Herr und Jungfrau Dorothea nimmt ihn nicht.“

„Warum nicht?“ fragte Frau Perpetua erschrocken.

Marita besann sich, dann sagte sie entschlossen: „Ich verrathe es Euch nur, damit er sich keinen Korb holt. Ich habe es wirklich erlauscht, als sie einmal in der Familie lateinisch sprachen, daß Jungfrau Dorothea das Gelübde gethan hat, unverheirathet zu bleiben, wenn die heilige Jungfrau ihre Brüder unverfehrt vom Feldzug gegen die Tyroler heimführe. Die heilige Jungfrau hat ihr Gelübde gnädig angenommen; wie Ihr seht, wandeln die drei Brüder Planta noch heute heil und gesund herum. Aber lieb, sehr lieb hat sie Guern Herrn. Als er einmal traurig von ihr ging, rang sie die Hände und rief einmal über das andere: „O Gott, o Gott!“ Ich habe es durch die halbboffene Thüre gesehen und gehört.“

„Das nützt nun viel,“ sprach Frau Perpetua mit einem Seufzer und ging sofort nach Hause, um ihrem Herrn das so eben Vernommene zu berichten.

Während sich diese Scene am Brunnen abspielte, verweilte Herr Jakobus bei Herrn Planta in einem abgelegenen Thurmgemach. Er hatte eine Unterredung unter vier Augen gewünscht, die ihm zögernd bewilligt wurde. Nun saßen die beiden Herrn in sichtbarer Verlegenheit einander gegenüber und jeder wartete auf eine einleitende Frage des andern. Endlich sprach Herr Planta, beharrlich die Wand ansehend. „Es thut mir herzlich leid, daß Euch in meinem Haus eine unangenehme Stunde bereitet worden ist. Hätte ich eine Ahnung von Eueren Absichten gehabt, so hätte ich Euch zum Voraus sagen können, daß meine Tochter sich nicht verheirathet.“

„Das habe ich von der Jungfrau soeben vernommen und erbitte mir von Euch Aufschluß über ihre Gründe,“ erwiderte Herr Jakobus, der um einen Ton bleicher war, als gewöhnlich.

„Wenn Dorothea die Gründe nicht genannt hat, so habe ich kein Recht sie zu verrathen, nur so viel kann ich Euch sagen, daß sie sehr ernster Natur sind.“

„Erlaubt mir, daß ich meine Frage genauer stelle. Gelten diese Gründe nur meiner Person oder sind sie auch für andere Bewerber stichhaltig, zum Beispiel für meinen Vetter? — Verzeiht, es ist kein schlechter Spaß, sondern

wie gesagt nur ein Beispiel, denn es versteht sich, daß ein Bewerber ohne entsprechende Stellung Eurer Tochter gegenüber nicht in Betracht kommt.“

Herr Planta wurde roth wie ein junges Mädchen, dessen geheime Liebe plötzlich von unberufenem Mund genannt wird. Er erwiderte: „Sie sind für Alle stichhaltig, indessen kann ich Euch nicht sagen, ob sie meiner Tochter allen Bewerbern gegenüber gleich schwer fallen.“ Es war die einzige Bosheit, die Herr Planta in seinem Leben sagte, und er that sich später nicht wenig darauf zu gut.

Herr Jakobus athmete auf, der Gedanke, daß der Verhaßte keine bessern Aussichten hatte als er, versüßte ihm einigermaßen die bittere Pille, die er in der letzten Stunde hatte schlucken müssen. „Es ist mir eine Genugthuung,“ sagte er lauernd, „zu wissen, daß nicht die lächerliche Strafe, die über mich verhängt worden ist, die Ursache ihrer Weigerung ist; ich hoffe, ich habe dadurch Nichts an Eurer Achtung verloren.“

„Nein,“ erwiderte Herr Planta aufrichtig, „ich halte den fremden Kriegsdienst für eine wohlthätige Ausbülfe für unser armes Land und ich finde Nichts zu tadeln, wenn einflußreiche Männer von Frankreich ein Jahrgeld annehmen, um denselben zu befördern, wohlverstanden von Frankreich, mit welchem ein Vertrag besteht, jedes Gewährenlassen an andere Regierungen käme einem Meineid gleich.“

„Versteht sich,“ gab Herr Jakobus in größter Ruhe zur Antwort. „Ihr werdet zugeben, daß die Strafe, die von meinem Landschreiber gegen mich eingeleitet wurde, gelinde gesagt, höchst unpassend war.“

„Wenigstens sonderbar, es kommt gewiß selten vor, daß der Untergebene den Vorgesetzten bestraft.“

„Mein Vetter muß besondere Gründe dazu gehabt haben, ich kann mir nur einen vorstellen, geheimen Haß.“

„Wie, geheimen Haß?“ fragte Herr Planta erschrocken.

„Traut Ihr ihm nicht zu, daß er hassen könne?“

„Welcher wackere Mann kann nicht hassen? Aber geheimen Haß? Diese lautere Seele sollte geheimen Haß hegen?“

Herr Jakobus wurde aschbleich und seine Augen schillerten unheimlich.

„Ihr habt den jungen Mann ganz in Euer Herz eingeschlossen, nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht eine Schlange am Busen nährt.“

„Was muß ich hören, Herr Jakobus? Ich wähte nicht anders, als daß Ihr Eurem talentvollen und höchst achtungswürdigen, jungen Verwandten gewogen seid.“

Herr Jakobus fühlte, daß er sich vom eigenen Haß zu weit hatte hinreißen lassen. „Freilich bin ich ihm gewogen,“ sagte er, „ich habe nur meine Worte schlecht gewählt, um Euch eine Warnung zukommen zu lassen. Die ganze Welt spricht davon, daß mein Vetter auf die Hand Eurer Tochter

Abfichten habe und daß auch sie ihm geneigt sei, — weiß man doch, daß der Kopf bei jungen Mädchen nicht der erste Rathgeber ist. Also dachte ich —“

„Ohne Sorge, ohne Sorge, Herr Jakobus,“ sagte Herr Planta, dem ein Stein vom Herzen fiel. „Dorothea weiß, was sie zu thun hat, sie heirathet nicht, nicht einmal Guern Better. Gottlob, daß es nur diese Besorgniß ist, die Euch Eure Worte gegen Guern Better eingegeben hat. Ich hätte es wirklich kaum gefaßt, daß Ihr ihm übel gesinnt sein könntet. Freilich, Eifersucht gegen Euch, den gefährlichen Bewerber, Ihr seid schlau, — so etwas fällt einem alten Degen, wie ich bin, nicht mehr ein.“ Herr Planta rieb sich vor Vergnügen die Hände, daß er die Gedanken des Herrn Jakobus so schnell errathen hatte.

„Ich dachte, Vätern sind Freier ohne Stand und Rang oft weniger willkommen als ihren Töchtern.“

„Ei, ei, was seinen Rang anbetrifft, so ist er ein Travers,“ erwiderte Herr Planta verbindlich.

Herr Jakobus biß sich in die Lippen. „Auch ist er noch so jung, bis zum dreißigsten Jahr kann er lang Seitenwege einschlagen.“

„Schlägt nicht mehr um, schlägt nicht mehr um, ich wollte auf ihn schwören. Uebrigens sind das überflüssige Bedenken, Dorothea heirathet nicht, nicht einmal ihn.“

Herr Jakobus erhob sich. „Gut also, nicht einmal ihn,“ erwiderte er mit seltsam zuckenden Lippen. „Sollte es den-

noch geschehen, so müßte ich Euch an die so eben verfloßene Stunde erinnern.“

Auch Herr Planta blieb nicht lange mehr auf dem Stuhl sitzen. Er faßte Herrn Jakobus freundschaftlich am Arm und geleitete ihn straks bis zur Hausthür. Hier trafen sie Travers und Dorothea. Travers hielt Dorothea leicht bei der Hand, er sah düster und bleich aus, denn er hatte soeben vernommen, daß Dorothea ihm nie andere Rechte als die eines Bruders einräumen werde. Herr Jakobus weidete sich am niedergeschlagenen Aussehen der Beiden, denn er ahnte, daß sie in diesem Augenblick größere Qualen litten als er.

Mehrere Jahre vergingen.

Vom Ober- und Unterengadin war das Volk nach Zug geströmt, um einem ungewöhnlichen Ereigniß beizuwohnen. Ein geistliches Schauspiel sollte aufgeführt werden. Man hatte nie ein Schauspiel gesehen und konnte sich keine rechte Vorstellung davon machen; in diesem Fall aber wußte man, daß die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern nicht wie sonst mit Worten von der Kanzel gepredigt, sondern in lebendigen Bildern vorgeführt werden sollte. Kein Geringerer als der Landammann des Oberengadins, Johann v. Travers, dessen Name seit einigen Jahren wie ein Stern am Engadinerhimmel strahlte, hatte sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, die Sache in's Werk zu setzen.

Mitten im Feld, weit sichtbar, war die Bühne aufgeschlagen; um die Bühne herum befand sich, durch ein gespanntes Seil vom Publikum getrennt, ein Raum, in welchen die Darsteller herunterstiegen, wenn sie ihre Rolle ausgespielt hatten.

Ein wolkenloser Himmel lachte auf die Frühlingserde nieder. Vor wenigen Wochen noch lag das ganze Thal in Schnee und Eis eingehüllt, nun war die Thalsohle frei und das zarte Grün des Wiesengrundes schmiegte sich bis an den Rand der dunkeln Wälder; darüber erhoben die Berge ihre schneebedeckten Gipfel zum lichtblauen Himmel und bildeten in ihrer majestätischen Ruhe einen würdigen Hintergrund zu den Bildern, die sich heute im Thal entfalteten.

Eine unübersehbare Menschenmenge bewegte sich auf der Wiesenfläche um die Bühne, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Auf einmal sahen Alle nach einer Richtung. Unter Glockengeläute bewegten sich die Darsteller vom Dorfe her, ein langer Zug von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen, die Besten des Volkes, die Bevorzugten, die man einer so hohen Aufgabe für würdig erachtete. Die Rolle Josephs hatte Travers selbst übernommen; als seine Brüder hatten sich Jünglinge aus den vornehmsten Familien gemeldet, als Schwesterlein, das er mit poetischer Lizenz eingeführt hatte, hatte er sich Dorothea Planta erwählt. Die Rolle des Pharaos lag wie billig in den Händen des neben ihm mächtigen, in Ehren und Ansehen stehenden Herrn Jakobus. Am Ende

des Zuges schritt abge sondert eine hohe, dürre Frauengestalt, in schreiende Farben gekleidet, das Gesicht durch einen Schleier verhüllt.

Während die Glocken noch läuteten, betraten Josephs Brüder mit ihren Schafen die Bühne. Sie hüteten im Thal Dothan ihre Heerden und machten den Bitten des Schwesterleins entgegen ihren mörderischen Anschlag auf Josephs Leben. Sobald das erste Wort hörbar wurde, legte sich lautlose Stille auf die Menge. Als Joseph sich mit des Vaters Auftrag den verrätherischen Brüdern nahte, erhob sich unter den Frauen lautes Weinen und eine Stimme rief: „Zurück, zurück, sie wollen Dich morden.“ Niemand lachte über die Warnung. Und sie zogen über die Bühne die biblischen Gestalten aus der heiligen Geschichte des Joseph, in ernster, würdiger Haltung, und in weisevoller Stimmung folgten die Zuschauer dem ungewohnten Schauspiel. Die Söhne Jakobs schenkten Joseph auf die Bitten des Schwesterleins das Leben und verkauften ihn um zwanzig Silberlinge der ismaelitischen Karavane, die ihn nach Egypten in's Haus von Potiphar brachte, dem Hofmeister des mächtigen Pharaos. „Wer spielt das Weib des Potiphar?“ ließ sich wieder eine Stimme vernehmen und Aller Augen wandten sich spähend nach dem Darstellerraum. Ja, wer hatte die entwürdigende Rolle des sündhaften Weibes übernommen?

Eine hohe, dürre Frauengestalt trat auf die Bühne und schlug den Schleier zurück. Ein gelbliches Gesicht, aus dem

ein paar dunkle, flammende Augen leuchteten, wurde sichtbar, — Marita Cor. Sie erhob die braune Hand und ließ ihre schrille Stimme über die Menge hin erschallen. Die Frauen bekreuzten sich. War das ein Weib? War das Marita Cor? Nein, das war die Schlange, welche die Menschheit um das Paradies gebracht, das war die Sünde selbst, die aus der Hölle stammt. Wie unter einem Bann lag die Menge und sah mit Staunen auf die unheimliche Erscheinung und hörte schauernd die besiegende Sprache der Sünde. Travers hatte sich bis an den Rand der Bühne geflüchtet, auch er fühlte das Dämonische in der Persönlichkeit der Darstellerin und einen Augenblick stockte seine Sprache, denn ein Gedanke der Reue, daß er die Szene nicht gestrichen, stieg in ihm auf. Die kurze Stockung entging Allen, außer seinem Schwesterlein Dorothea, welche ihn mit Angst beobachtete, als ob er einer Gefahr ausgesetzt sei.

Plötzlich fiel ein Stein auf die Bühne und eine Stimme, die den ganzen Abscheu einer empörten Seele verrieth, rief: „Verfluchtes Weib, zurück in die Hölle, aus der Du gekommen bist.“

Die Menge athmete auf, sie fühlte sich erlöst. Nach einer kurzen Stille rächte sie sich mit einer Fluth von Scheltworten an dem Satansweib, das über Jedermann eine so unheimliche Gewalt ausgeübt hatte. Die Rolle Maritas war ausgespielt und mit einem verächtlichen Blick auf das Publikum stieg sie in den Darstellerraum hinunter. Die

Bürgerstöchter, die in stolzen Gewändern und mit stummen Lippen im Karavanenzug über die Bühne geschritten waren, hielten sich von ihr fern. Heute war das Mädchen nicht nur Marita Cor, die verachtete Ruhmagd, sondern auch Potiphars Weib, welches einem anständigen Publikum das Beispiel der Sünde gegeben hatte, ja, es gab manche unter den Töchtern, welche das Gefühl gehabt hatte, als müsse Joseph unterliegen. Auch sie rächten sich für die ausgestandene Angst durch böse Blicke und spitze Reden.

Nur Dorothea näherte sich ihr und sagte gütig: „Hast es gut gemacht, arme Marita!“

„Warum arme Marita? erwiderte diese schroff. Dorothea wußte Nichts darauf zu erwidern. „Ihr meint, weil ich mich herbeigelassen habe, das schlechte Weib zu spielen? Es ist ja Alles nur Schein, wie hättet Ihr es sonst vermocht, seine Schwester zu sein?“

Dorothea hatte ein strenges Wort auf den Lippen, aber sie sah, wie aus den sonst so trozigen Augen ihrer Magd ein weicher Strahl brach, und sie senkte unwillkürlich die ihrigen.

„Seht, Jungfrau Dorothea, wie mich diese Bürgerstöchter alle meiden,“ — Marita machte eine verächtliche Handbewegung nach ihnen, „darunter sind solche, die viel besser als ich Potiphars Weib hätten spielen können, nur Ihr seid immer gut gegen mich, Ihr und er, und daß Ihr und er nicht glücklich sein könnt, seht, das —“

„Laß es gut sein,“ erwiderte Dorothea entschieden, „Du weißt, ich will durchaus keine Anspielungen hören. Sage mir lieber, was Du während des Spieles empfunden hast.“

„Den bösen Geist habe ich in mir empfunden und ich fand es ganz begreiflich, daß mich die Leute steinigen wollten. Nur mußte ich denken, wenn eine der Bürgerstöchter an meiner Stelle wäre, so würden die Leute sie bedauern, statt steinigen.“ Diesmal leuchtete in den Augen der Ruhmagd ein greller Blitz auf, der einen Augenblick ein unheimliches Licht verbreitete. Diese Blitze, von kurzen, grollenden Worten begleitet, hatten Dorothea schon manchmal ein von Leidenschaft heftig bewegtes Gemüth verrathen, und mit sanfter Theilnahme war sie stets bedacht, die überstürzenden Wellen einzudämmen. Ob es ihr immer gelingen würde?

Unter den Zuschauern befand sich ein junger Mann, der in athemloser Spannung jedem Wort, jeder Bewegung der Sünderin gefolgt war. Er trug einen kleinen Hut mit aufgeschlagenem Rand und einen langen, schwarzen Talar ohne jede Verzierung. Die Studenten, die von den Hochschulen Deutschlands kamen und sich rühmen konnten, den Grad eines Magisters erreicht zu haben, trugen dieselbe Tracht. Dieser Mann machte sich nun durch die Menge Platz und drang bis an das Seil vor, welches das Publikum vom Darstellerraum trennte. Er neigte sich zu Marita und sagte kecklich: „Schönste Jungfrau, die Ihr mein Auge

erlabt, mein Ohr entzückt habt, wollet mich ganz beglücken und nennt mir Guern Namen.“

Das Mädchen wandte sich kaum um und antwortete kurz: „Marita Cor.“

„Marita Cor, die Sängerin vom Lied der Galver-  
schlacht!“

Das Schauspiel nahm seinen unge störten Fortgang. Das Volk äußerte seine Theilnahme nicht mehr so lebhaft, die Erscheinung Maritas hatte sich als Hauptfigur in sein Gefühl eingeschlichen und lähmte die Aufmerksamkeit für das darauf Folgende. Erst als Herr Jakobus in Königs-  
mantel und Krone als Pharaos auftrat, wurde die Neugier wieder rege. Mit Herrn Jakobus zugleich traten die Brüder Cor auf, zwei wilde Gesellen, die soeben vom Kriegsdienst heimgekehrt waren und ohne Arbeit und ohne Verdienst im Dorf herumlungerten und allerlei schlimme Streiche ver-  
richteten. Sie waren eben gut genug zu der Rolle des Mundschenks und des Bäckers, die wegen Veruntreuung am Hofe Pharaos in's Gefängniß geworfen wurden und Joseph ihre Träume vorlegten. Pharaos sprach mit donnernder Stimme das Urtheil über die beiden Betrüger aus; um gleiches Vergehen wurde der biblischen Erzählung getreu der Eine verurtheilt, der Andere begnadigt.

„Wer ist Pharaos?“ fragte wieder die Stimme aus dem Publikum.

„Pharao ist Herr Jakobus von Travers,“ war die Antwort, „Herr Jakobus, früher Landammann, nun unbestechlicher Richter des Oberengadins.“

Es erhob sich ein allgemeines Gelächter, darauf folgte eine peinliche Stille. Pharao verlor die Fassung, er zupfte an seinem Königsmantel herum und rückte wiederholt die Krone zurecht, aber es ging lang, bis er den Ton wiederfand, um seine Rolle mit der erforderlichen Würde zu Ende zu führen. Als er abtrat, warf er seinem Vetter einen giftigen Blick zu.

„Zieht Moses zur Verantwortung,“ sprach dieser kurz, „die Geschichte steht in seinem ersten Buch, Kapitel 40.“

Nach diesem kleinen Zwischenfall zogen die Bilder der Bibel ungestört an den Sinnen des Publikums vorüber, bis zur Wiedererkennungsszene Josephs mit seinen Brüdern. Mit diesem glücklichen Schluß endete die Aufführung; die Mispöne, die während der Vorstellung laut geworden waren, wurden durch den versöhnenden Ausgang verwischt. Feierliche Stille legte sich auf die Menge, die Frauen weinten leise. Als das Glockengeläute wieder in weihervollen Tönen durch die klare Luft erscholl, da sank das Volk auf die Kniee, schlug sich an die Brust und betete laut.

Der Zug der Darsteller bewegte sich wieder nach dem Dorf zurück, das Publikum zerstreute sich langsam. Im Wirthshaus fanden sich die Darsteller zu fröhlichem Schmaus wieder zusammen, nach so vielen aufreibenden

Geistesanstrengungen forderte der Leib wie billig seine Rechte. Das Ordnen der Gesellschaft am Tisch nach Stand und Rang ging glücklicherweise ohne Störung vorüber. Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten. Von der Wahrheit dieses biblischen Spruches ganz durchdrungen, setzten sich die Bürgerstöchter des Karavanenzuges auf die besten Bänke und stellten an's äußerste Ende einer derselben eine Tochter als Wächterin vor Eindringlingen, die in Bewahrung ihrer Rechte stets Vorzügliches geleistet hatte. Denn die Befürchtung lag nahe, daß auch Marita Cor sich unter die Gesellschaft mischen würde. Der Ehrenplatz wurde Herrn Jakobus eingeräumt, nach ihm kamen die Geistlichen und Würdenträger des Landes, Travers setzte sich mit seinem Schwesterlein zum Karavanenzug. Als die Gesellschaft eben Platz genommen hatte, wurde noch einmal die Thüre mit Geräusch geöffnet und herein trat ein junger Mann in schwarzem Hut und Talar, Marita Cor am Arm. Seine über das gewöhnliche Maß gebräunte Gesichtsfarbe, das pechschwarze Haar, das in dichten Büscheln unter dem Hut hervorquoll, das unruhige Flackern seiner Augensterne gaben seinem Aussehen etwas Diabolisches. Er ließ die ganze Gesellschaft unbeachtet und trat auf Travers zu, ihn lateinisch ansprechend. Dieser erhob sich mit sichtlicher Freude und machte ihm neben sich Platz. Das Unerhörte war geschehen, Marita Cor saß am gleichen Tisch mit den Bürgerstöchtern. Nachdem der Fremde und Travers sich in Rede und Gegen-

rede weitläufig begrüßt hatten, wandte sich dieser an die Geistlichen, an die Vornehmen und Würdenträger, an die Jünglinge, die zu Bologna und Pavia studirt hatten und sprach mit Feierlichkeit: „Dies ist unser Landsmann Simon Margadant aus dem Münsterthal, Magister der freien Künste an der hohen Schule zu Wittenberg, von der hohen Schule zu Bologna als Dichter gekrönt und Mitglied der Rittergesellschaft der Bocchi daselbst, ein Meister des Hexameters und Epigramms, ein Kenner der griechischen und lateinischen Sprache, eine Zierde des Vaterlandes.“

Den Gelehrten des Landes war der Name bekannt; Margadant hatte sich schon in frühesten Jugend durch ein Buch lateinischer Poesien Ruhm erworben. Die Gesellschaft fühlte sich durch die Anwesenheit des Magisters hoch beehrt und einen Augenblick war Marita Cor vergessen. Die Gelehrten, Geistlichen und Würdenträger und besonders die Jünglinge, die zu Bologna und Pavia studirt hatten, hielten mit ihrer Weisheit nicht zurück und bald entspann sich eine lebhafteste lateinische Unterhaltung. Margadant kam eben von der hohen Schule zu Wittenberg, die auch außer Landes eines hohen Rufes genoß. Er sprach von den Zuständen daselbst, von der Spannung zwischen geistlichen und weltlichen Elementen, von der Sittenlosigkeit, die in der Geistlichkeit herrsche, von den Eingriffen der Kirche in weltliche Rechte und hauptsächlich vom Ablasshandel, der in der ganzen Christenheit mit unerhörter Schamlosigkeit betrieben wurde.

Es waren dies Dinge, die wie ein Pesthauch die ganze Welt durchzogen, und auch das Engadin war davon nicht verschont geblieben. Jeder Gutdenkende fühlte mit Schmerz die Uebelstände der Zeit, aber nur im Freundeskreis durfte er seine Bedenken aussprechen, niemals öffentlich oder gar im Dabeisein der allmächtigen Geistlichkeit.

„Die freie Sprache hat Euch die Kirche nicht genommen,“ sprach Travers lächelnd, als er das allgemeine Erstaunen über die Kühnheit des Fremden wahrnahm.

„Eher soll sie mir die Zunge ausschneiden,“ gab dieser zur Antwort. „Habt Ihr auch schon von Martin Luther gehört?“

„Nein.“

„Doktor Martin Luther ist ein Mönch zu Wittenberg, kennt also die Mißbräuche der Kirche aus nächster Nähe. Dieser Mönch hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Welt über den Stand der Dinge aufzuklären und was er von der Kanzel predigt, läßt an Klarheit und Wahrhaftigkeit Nichts zu wünschen übrig. In Wittenberg herrscht große Aufregung darüber und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, die Welt stehe am Vorabend eines Sturmes.“

„Bei uns thäte ein Martin Luther auch noth,“ ließ sich nun die Stimme des Pfarrers köng vernehmen. „Jeder seufzt im Stillen, aber Keiner hat den Muth, die Dinge beim rechten Namen zu nennen.“ Er durfte wohl so sprechen,

der gute Pfarrer Rönz, denn er stand in tadellosem Lebenswandel vor seiner Gemeinde da, er war ein treuer Hirt seiner Heerde, ein aufrichtiger Verkündiger des Gotteswortes. Nicht so seine Genossen, deren einige sich nicht scheuten, die Kinder ihrer Haushälterinnen anzuerkennen und von den Gemeinden sogar Unterstützung für dieselben zu fordern. Die Sittenlosigkeit der Priester wurde als eine natürliche Folge des Cölibats angesehen, und man sah ihnen dabei durch die Finger.

„Von Martin Luther wissen wir Nichts,“ sprach ein Jüngling, der soeben von einer Reise zurückgekommen war, „wohl aber von Ulrich Zwingli. Ich habe in Zürich eine Predigt von ihm gehört, die nicht übel Staub aufgeworfen hat. Er sprach vom Verfall der Kirche und machte Vorschläge zur Regeneration derselben. Schonungslos deckte er die Laster der höheren Geistlichkeit auf und mahnte zur Umkehr, zu bessern Sitten. Die Geistlichen waren erbost, es erfolgte eine Gegenpredigt, die ganze Stadt theilte sich in zwei Lager. Ja, es gährt gewaltig im Schooß der Kirche und ein Ausbruch der heimlich waltenden Elemente kann nicht ausbleiben!“

Auch die Tischgesellschaft theilte sich in zwei Lager; das von Margadant angeregte Thema ging in förmliche Diskussion über und man fing an sich zu erhitzen. Travers, der den Tag nicht gern mit einem Miston endigen ließ, suchte die Unterhaltung von der lateinischen auf die romanische

Sprache überzuführen. Es gelang und als auch die Frauen sich in's Gespräch mischten, nahm die Sache eine friedliche Wendung.

Unterdessen hatte Dorothea ganz andere Aengste auszustehen. Sie sah die bösen Blicke und hörte das Zischeln der Bürgerstöchter und ahnte, was da kommen sollte. In der That kam die Wächterin guter Sitten, die am Ende der Bank saß, heran und sagte so, daß ihre Worte nur für Dorothea bestimmt schienen, in der That aber von der nächsten Umgebung ganz gut verstanden wurden: „Unsere Schuld ist es nicht, Dorothea von Planta, daß Ihr am gleichen Tisch mit Eurer Ruhmagd sitzen müßt.“

„Ich habe ja auch auf der gleichen Bühne mit ihr gespielt,“ antwortete Dorothea ausweichend, „sie gehört heute zur Gesellschaft“.

„Wäre es nicht am Plat, dem fremden Magister klar zu machen, was für einen Mißgriff er gethan hat?“

„Das geht doch nicht wohl an.“

Die Tochter war anderer Meinung, sie wandte sich unverzagt an den schwarzen Mann an Maritas Seite und sagte mit Förmlichkeit: „Wir bedauern Euch unendlich, sehr werther Herr, daß Ihr aus Unkenntniß der Dinge an unserem Tisch nicht den Plat einnehmt, der Euch gebührt.“

Einen Augenblick starrten die nachtschwarzen Sterne aus dem metallisch weißen Augapfel der Sprecherin unbeweglich in's Gesicht, dann blitzte der Schalk darin auf

und Margadant erwiderte: „Ich wüßte keinen bessern Platz auf der Welt, als zwischen unserm würdigen Travers und diesem wunderschönen Mägdelein, der Heldin des Tages, zu sitzen.“

„Der Ehrenplatz ist heute zwischen dem Pfarrer und dem Erzvater Jakob.“

„Wie könnte ich junges Blut es wagen, zwischen Königen und Patriarchen zu sitzen?“

Diese Worte aus dem Munde des berühmten Gelehrten kamen der Tochter etwas sonderbar vor, aber sie fuhr mit Zähigkeit fort: „Könige und Patriarchen werden sich durch Euere Gegenwart beehrt fühlen.“

„Ueberhaupt,“ erwiderte nun Margadant, und man wußte nicht recht, ob seine Stimme etwas Herausforderndes oder Einladendes hatte, „eine Aenderung kann ich nur unter der Bedingung zugeben, daß Herr Travers ein wenig von mir rückt und Ihr selbst, schöne Jungfrau, an meiner Seite Platz nehmt. Zwischen Rose und Lilie, dies wäre ein Platz, um den selbst die Götter den Poeten beneiden könnten.“

Diese Parallele raubte der Tochter ihren Gleichmuth und sie glich wirklich einer Purpurrose, als sie erregt ausrief: „Wißt Ihr, wer die Andere ist?“

„Freilich, sie heißt Marita Cor, schon vor acht Jahren hat sie mich das Lied von der Calverschlacht gelehrt und in der lateinischen Sprache unterwiesen.“

„Hat sie Euch auch gesagt, daß sie die Kuhmagd des Herrn Planta ist?“

„Nach dem irdischen Beruf der Menschen fragt der Poet niemals.“

Die Tochter wandte ihm den Rücken. Das war ein sonderbarer Patron, der die bestgemeinten Warnungen vernünftiger Leute so in den Wind schlug. Sie überließ ihn seinem Schicksal; im Stillen war sie auch auf Dorothea und Travers erbost, die ihr nicht zu Hülfe gekommen waren. So mochte denn Marita Cor zwischen den Bornehmen und Gelehrten sitzen; sie hatte ihre Pflicht gethan und wusch ihre Hände in Unschuld.

Marita mußte mit anhören, wie schonungslos über sie verhandelt wurde; der Zorn jagte ihr die Thränen in die Augen, und ein paar Mal öffnete sie konvulsivisch die Lippen, ein paar Mal wollte sie aufstehen, um sich zu entfernen, aber Margadant drückte sie leise auf ihren Sitz nieder und streichelte zärtlich ihre Hand; zuletzt blieb sie trotzig sitzen, stürzte den Wein hinunter, den er ihr besorgt einschenkte und schleuderte der Bürgerstochter Blitze des Hasses nach.

Der Zwischenfall war der übrigen Gesellschaft vollkommen entgangen. Nachdem die ernstesten Gespräche überwunden waren, gaben sich die Vertreter des Latein ganz den Genüssen der Tafel hin, mit dem Bektliner wurde nicht gespart und die Wogen der Freude stiegen höher und höher.

Der schwarze Mann an der Seite Maritas verwandte kein Auge von ihr und flüsterte ihr Worte in's Ohr, die eine erhöhte Gluth auf ihren Wangen hervorrief und ihr heißes Blut rascher durch die Adern jagte. Travers bemerkte es und drohte warnend mit dem Finger; Margadant erwiderte lachend: „Der Dichter pflückt Rosen, wo er sie eben findet, ich bin der Alte.“

Dorothea erinnerte Marita an die Heimkehr. Marita wandte sich von ihr weg, sie hatte ihre Pflichten gegen die Herrin vergessen, sie hatte die Bürgerstöchter und die Schmach, die sie ihr angethan und die ganze Welt vergessen. Ein Sturm war über die Ahnungslose hereingebrochen. Mitten im Jubel der lärmenden Menge blieb Dorothea still und stumm. Travers stellte manchmal eine gleichgültige Frage an sie, die sie ebenso beantwortete. Aber unter der kalten Oberfläche schlugen einander ihre Herzen entgegen in Freude und Schmerz, in Liebe und Entfagung.

Als die Gesellschaft aufbrach, bemerkte Dorothea, daß Marita am Arme Margadants hing. Sie flüsterte ihr zu: „Du darfst nicht mit dem fremden Herrn gehen. Denke, was die Leute sagen würden, denke an Deine Ehre.“

„An meine Ehre?“ gab Marita mit heißen Lippen zurück. „Das Wort Ehre stand nicht an meiner Wiege geschrieben, ich bin eine Verfehlmte, eine Cox, ich bin überall verachtet und nirgends gelitten. Ihr habt ja gehört, die Bürgerstöchter wollten mich fortschicken, es ist ganz gleich

ob die Leute von mir gut oder schlecht denken, er verachtet mich nicht.“ Sie zog ihren Schleier über das Gesicht und verschwand mit dem schwarzen Mann in der Dunkelheit der Nacht.

Es war nicht das letzte Mal, daß sie mit Margadant zusammentraf.

---

Der Himmel lag bleichwer über dem in trübem Regendunst eingehüllten Hochthal. Seit acht Tagen hatte es geregnet: die Bäche schwellen, der Inn ging hoch. Die Leute sahen sich nach dem Nordwind aus, der im Engadin selbst im Sommer den Regen bald in Schnee verwandelt, aber er blieb aus. Dafür erhob ein anderer mächtiger Herrscher sein unheilvolles Szepter über das Alpenthal, der Föhn. Er zog mit rauschendem Flügel über die höchsten Regionen hin und selbst die eisbepanzerten Riesen erschauerten unter seinem heißen Ruß. Die Gletscher schmolzen. Aus den Seitenthälern jagten die Wildbäche in rasender Eile dem Innbett zu, welches den Zufluß längst nicht mehr fassen konnte.

Aus allen Dörfern läutete es Sturm. Die Männer von Zuz waren ausgezogen, um den gefährdeten Nachbardörfern Hülfe zu bringen, aber was vermochten menschliche Kräfte dem wüthenden Element gegenüber? Sie mußten zusehen, wie die Wildbäche sich verheerend über den grünen

Wiesengrund ergossen, wie der Inn, wie ein gefräßiges Ungeheuer Scholle um Scholle verschlang und mit gierigem Mund an die wankenden Häuser leckte. Alles, was man thun konnte, war, die Habe aus den Häusern zu retten und für die Sicherheit der Menschen zu sorgen. Traurig und muthlos kehrten die Männer von Buz zurück und brachten ihren Frauen, die klagend auf dem Platz zusammengeströmt waren, wenig Trost. Ihr Dorf lag zwar sicher; aber im tieferen Grund hatte sich der Inn wie ein See ausgebreitet und ihre Wiesen verschwanden immer mehr unter dem trüben Wasserpiegel.

„Sind keine Menschen umgekommen?“ fragte der gute Pfarrer Rönz, den seine Haushälterin beim Herannahen der Gefahr in's Haus eingesperrt hatte, und der sich mit wirklicher Lebensgefahr durch eine Dachlücke frei gemacht hatte.

„Nein,“ war die allseitige tröstliche Antwort.

„Nein, dürft Ihr sagen?“ übertönte eine Frauenstimme das allgemeine Wehklagen und Alle sahen sich erschrocken nach der Sprecherin um. Dorothea war auf dem Platz erschienen, bleich, zitternd, ohne Umhüllung und Kopfbedeckung unter dem strömenden Regen. „Wo ist Travers?“ rief sie den nächsten Mann am Arm fassend, als ob sie diesen für sein Ausbleiben verantwortlich machen wolle, „wo habt Ihr ihn gelassen, ohne den Ihr sonst keinen Schritt machen könnt?“

„Dorothea, tausend, was machst Du mir für Faren hier vor aller Welt?“ flüsterte ihr Herr Planta zu und versuchte, sie vom Platz wegzuziehen, „er wird kommen und —“

„Nein, er wird nicht kommen, ich weiß, er hat sich schonungslos der Gefahr ausgesetzt, das Wasser hat ihn verschlungen, ich bitte Euch, liebe Leute, geht, suchet ihn.“

„Wenn ihn das Wasser verschlungen hat, so nützt kein Suchen mehr,“ erwiderte höhnisch eine Stimme in ihrer Nähe. Es war Herr Jakobus, der soeben sein sicheres Haus verlassen hatte und Zeuge ihrer Angst geworden war.

Dorothea hörte ihn kaum. Herr Planta sah ihn starr an. „Wenn ihn das Wasser verschlungen hat, wird es ihn irgendwo auswerfen,“ wiederholte Herr Jakobus im gleichen Ton wie vorhin, „tröstet Euch.“

„O Vater, Vater —“

„Herr Jakobus, was plappert Ihr für ungereimtes Zeug?“ sprach Herr Planta verwirrt. „Ihr habt uns nicht verstanden, wir sprechen von Euerm Better, unserm Freund, der noch nicht zurückgekehrt ist. Geht, liebe Leute, suchet ihn und Ihr, Herr Jakobus, stellt Euch an die Spitze der Leute und geht — dem Wasser nach, o Gott, o Gott, daß ich das erleben muß. Wie, was seht Ihr mich so an? Fort, ihr Leute oder muß ich wirklich mit dem Degen, mit dem Degen —“

Herr Jakobus schien keine Eile zu haben. Es war auch nicht nöthig, denn gleich darauf trat Travers selbst auf den Platz. Die Menge empfing ihn mit Jubel, Herr Jakobus erblaßte. Ein einziger Blick auf Dorothea ließ Travers die Situation errathen. Dorothea, die allezeit Besonnene, Gemessene hatte in ihrer Angst der Welt das Geheimniß ihrer Liebe preisgegeben. Er eilte an ihre Seite und seine Augen bohrten sich in die ihrigen, fest, gebietend, mit dem Ausdruck eines unerschütterlichen Willens; kein Lächeln der Milde, kein Strahl des Verständnisses leuchtete ihr daraus entgegen. Dorothea wußte, was er wollte. Was den Zusprüchen des Vaters nicht gelungen war, das gelang der Ueberlegenheit des heimlich geliebten Mannes in wenigen Augenblicken. Sie richtete sich an seiner Ruhe auf und gewann ihre Haltung wieder.

„Herr Travers,“ sprach sie mit einer Stimme, in welcher der überstandene Schrecken noch nachzitterte, die aber immer fester und sicherer wurde, „uns war Allen um Euch bange, wir glaubten nicht anders, als daß das Wasser Euch verschlungen habe, selbst der Trost des Herrn Jakobus, daß es Euch wieder auswerfen werde, wollte nicht helfen. Nun steht Ihr heil und gesund vor uns und wir wollen Gott dafür danken. Hier habt Ihr uns Hülfebedürftige gebracht und an uns Frauen ist es, für deren Unterbringung zu sorgen.“

Sie nahm ein paar Kinder bei der Hand und winkte den andern, ihr zu folgen. Travers sah ihr mit einem Gefühl unendlicher Erleichterung nach, dann wandte er sich an die Umstehenden und ermahnte sie, an den Mitgebrachten Nächstenliebe zu üben und sie in ihren Familien freundlich aufzunehmen. Herr Jakobus schlich sich mit einem gehässigen Blick auf seinen Better davon. Im Planta'schen Hause entwickelte sich gleich darauf eine lebhaftere Thätigkeit, die von Dorothea geleitet wurde. Die vom Unglück Betroffenen wurden getröstet und gespeist. Dorothea hatte für Alle ein ermunterndes Wort und einen guten Rath und wo das nicht helfen wollte, fuhr Herr Planta polsternd dazwischen und schwur, wenn die Leute nicht Vernunft annehmen, werde er ihnen mit dem Degen, ja mit dem Degen dieselbe beibringen. Dabei spendete er ihnen so reichlich von seinem feurigen Beltliner, daß er ihnen ganz gewiß das Gegentheil beigebracht hätte, wenn Dorothea nicht dazwischen getreten wäre. Am Abend waren die Leute alle zur Nachtruhe im Dorf untergebracht.

Der Regen hörte endlich auf, das Wasser verzog sich rasch und Alles athmete auf. Herr Planta begab sich nach vollbrachtem Tagewerk in ein Hinterstübchen, wo seine Ehefrau gewöhnlich mit ihren Mägden spannt. Auch heute erholte sich die wackere Frau von ihren Mühen und Sorgen bei ihrer Lieblingsarbeit. In diesem Hinterstübchen ließ Herr Planta die mörderischen Drohungen, die er in die Welt

hinausschleuderte, regelmäßig zur That werden, indem er einen rostigen Degen von der Wand herunterriß und damit den Faden der spinnenden Frauen durchschnitt. Er wiederholte auch jetzt das Spiel und fragte dabei mit wüthender Geberde, ob keine von ihnen wüßte, wie man ein vor der Jungfrau abgelegtes Gelübde lösen könnte.

Ja, wie und welches war die Antwort der erstaunten Mägde. Nur Marita war nicht erstaunt und erwiderte rasch: „Indem er Mönch wird und sie Nonne.“

„Das ist ein Wort aus der Hölle,“ brauste Herr Planta auf und machte dabei die Bewegung des Kopfabschneidens, „wohl weiß ich, daß sie dann ungestraft die Freuden der Liebe genießen könnten, aber wo bleibt das Gewissen? Sage dem schwarzen Teufel, der Dir solches zugerant hat, er soll sich wohl in Acht nehmen, niemals meine Schwelle zu überschreiten, sonst —“ der Degen fauste durch die Luft und hätte um ein Haar den Kopf der Sprecherin getroffen. Frau Planta stand auf und führte den Aufgeregten hinweg, indem sie Marita einen strafenden Blick zusandte. Diese blieb trotzig bei ihrer Arbeit sitzen und hatte für die stürmischen Fragen der Mägde keine Antwort.

Travers, welcher den ganzen Tag thätig gewesen war, begab sich am Abend wie gewöhnlich in's Planta'sche Haus. Er traf Dorothea im Wohnzimmer allein. Fast zögerte er, sich ihr zu nähern, denn was er ihr heute traft seines

Willens verliehen hatte, fehlte ihm nun ganz und gar, die Ruhe.

Als Dorothea sich vom Platz entfernt hatte und er sie vor neugierigen Blicken und Fragen sicher wußte, erfaßte ihn das Bewußtsein ihrer Liebe mit aller Macht und die mühsam eingelullten Wünsche erwachten wieder.

Travers hatte einst Dorothea aufgegeben mit dem Vorsatz, ihr treu zu bleiben und sich niemals zu vermählen. Sie sollte für ihn die Sonne sein, die sein Leben erwärmen, durchleuchten würde, wenn sie ihm auch ewig unerreichbar blieb. Er glaubte, für die Verzichtleistung auf persönliches Glück in der völligen Hingabe an das Vaterland und in der Thätigkeit für das Allgemeine Ersatz zu finden. Er irrte. Oft, wenn er ermüdet vom heißen Tagewerk sich einsam innert seiner vier Wände befand, regte sich die Sehnsucht mächtig in ihm und die Hoffnung umschwebte ihn mit leisem Flügel. Gab es kein Mittel, konnte nicht irgend ein Zufall das Gelübde Dorotheas lösen? Mit aller Macht kämpfte er gegen diese trügerische Stimme, wußte er doch, daß sie nichts Anderes war, als der Strohhalbm, an den sich der Schiffbrüchige klammert. Aber immer wieder gab es Stunden, wo er sich die Sonne vom Himmel herunterwünschte.

Nun saß er ihr gegenüber und suchte nach Worten, um ein gleichgültiges Gespräch zu führen. Sie gab sich nicht so viel Mühe, sondern war still und in sich versunken. Dorothea war sehr blaß; er konnte den Blick nicht von ihr

wenden und während sie, einen Schlüssel um den Finger drehend vor sich hinsann, sog er mit den Augen heimlich das schöne Menschenbild ein, das die Freude und der Schmerz seines Lebens geworden war. Vielleicht fühlte sie den Blick, denn sie sah plötzlich auf und sagte demüthig: „Ich habe mich heute nicht gut gehalten, gewiß habt Ihr Euch meiner geschämt.“

Travers kannte sich genug, um zu wissen, daß eine gefährliche Stunde gekommen war. Er drängte die Worte, die heiß aus seinem Herzen überquellen wollten, zurück und sagte scheinbar ruhig: „Geschämt? O nein, aber es war mir bange, daß die Welt, die schlimme Welt, Eure Sorge um mich mißdeuten könnte.“

„Die Deutung lag nicht weit,“ sprach sie einfach und machte eine Pause, als ob sie eine Bemerkung erwarte. Diese blieb aus. „Was wäre es überhaupt,“ fuhr sie fort, und die Worte persten wie klare Wassertropfen von ihren Lippen, „wenn die Welt die ganze Wahrheit wüßte? Wenn sie wüßte, daß ein Gelübde mir gebietet, dem Mann meines Herzens statt meiner Liebe, meine Freundschaft zu schenken? Nein, was mir Pein macht, ist, daß ich Euer eigenes Mißfallen erregt habe.“

„O Dorothea,“ erwiderte Travers mit einer Stimme, in welcher er eine tiefe Bewegung nicht unterdrücken konnte, „Ihr könnt denken, daß Eure — Freundschaft, die das höchste Glück meines Lebens ist, mein Mißfallen erregt habe?“

„Das höchste Glück Eures Lebens ist die Liebe zum Vaterland, und vor diesem ersten und heiligsten Gefühl trete ich gern zurück. Wäre es mir selbst vergönnt, an Eurer Seite zu leben, so würde ich nicht die erste Stelle in Euerem Herzen beanspruchen, — ein Gedanke mir, Eure Thaten der Welt, so wäre es recht.“

Jedes Wort, das Dorothea sprach, wühlte in der alten Wunde, aber während ihm das Herz blutete, erwiderte er philosophisch: „Ihr habt gute Grundsätze, die Frau soll die Zierde im Leben des Mannes sein, nicht der Inhalt.“ Sie nickte zustimmend. „Aber,“ fügte er mit bebenden Lippen hinzu, „wie steht es um die Frau, welche die Familie entbehren muß? Der Mann ist des Weibes Schutz und die Familie ist ihre Welt, für sie gibt es nur einen Ersatz —“

„Ich weiß, was ihr meint,“ erwiderte sie ruhig, „das Kloster.“

O das böse Wort. Travers senkte das Gesicht in beide Hände und wandte sich weg. Dorothea aber sprach lebhaft: „Mein bester Freund, einmal muß ich mich voll gegen Euch aussprechen. Die Welt spricht davon, daß ich den Schleier nehme und Ihr bedauert mich darum. Es ist die allgemeine Ansicht, daß eine unvermählte Jungfrau aus vornehmer Familie in's Kloster gehöre, die Welt weiß es eben nicht besser. Aber Ihr sollt es wissen, ich gehe nicht in's Kloster, ich gehöre der Welt. Ich lebe mit Euch und in Euch, Eure Bestrebungen sind die meinigen und Eure

Errungenschaften die meinigen, Euer Kummer, Eure Freuden sind die meinigen. Ihr habt mich gelehrt, das Vaterland zu lieben und für meine Mitmenschen thätig zu sein. Auch bin ich nicht ohne Familie, mein theurer Vater könnte mich nicht wohl entbehren, meiner Mutter, meinen Brüdern bin ich einzige Tochter und Schwester. Nein, ich bin nicht so arm wie Ihr denkt. Vor mir liegt noch ein weites Feld des Wirkens, ja, ich fühle, daß mein Leben seine Reise noch nicht erreicht hat, und noch viel Arbeit bis dahin nothwendig ist. Erst wenn ich mit mir selbst fertig bin, wenn kein Auge mehr nach mir verlangt, kein Mund eine Antwort erwartet und kein Armer die Hand nach mir ausstreckt, erst dann ist es für mich Zeit, hinter einer Klostermauer zu verschwinden.“ Sie erhob sich und reichte ihm die Hand zum Abschied. Er wagte nicht, die kleine Hand, die kühl und zart wie ein Lilienblatt in der seinigen ruhte, zu drücken.

Travers verließ im Bewußtsein unverletzter Pflicht das Haus. Er hatte das Geständniß wieder vernommen, das ihn einst beseligt und elend gemacht hatte, das Geständniß, daß Dorothea ihn lieb habe und dennoch unwiderruflich für ihn verloren sei. Ein Gefühl heißer Dankbarkeit für ihre Treue hob ihn über jeden persönlichen Wunsch hinaus. Sie sollte niemals erfahren, daß er um sie litt, sie sollte an seiner Ruhe nicht zweifeln. Mit starker Hand wollte er sie über die gefährliche Klippe ihrer gegenseitigen Liebe hinwegleiten und ihr ein treuer Freund bleiben sein Leben lang.

Nach seinem Weggang begab sich Dorothea in die Mägdestube, um ihre Mutter bei der Arbeit abzulösen. Sie traf Marita allein; dennoch setzte sie sich noch an die Arbeit. Marita betrachtete die Herrin von der Seite, wie sie ruhig und bleich den Faden an der Kunkel drehte. Sie erinnerte sich, daß dieses schöne Angesicht einst wie der helle Tag aus-  
sah; nun lag ein tiefer Friede darauf, aber der Sonnenschein war daraus verschwunden. Eine Weile kämpfte sie mit einem Entschluß, dann erhob sie plötzlich den Kopf und sagte: Die Welt sagt, er sei ein Weiser; ist es denn Weisheit, daß man an der Quelle verschmachtet?"

Dorothea hielt erschrocken inne. „Schon wieder verbotene Gedanken, Marita? Wenn ich nur wüßte, welcher fremde Mund immer aus Dir spricht.“

Ein Name schwebte auf Maritas Lippen, welcher ihr ganzes Sein erfüllte, aber sie unterdrückte ihn nach gehabtem Uebereinkommen und sagte bloß: „Glaubt Ihr, daß die Brüder Planta sich in der Calverschlacht nicht ohne Euer Gelübde durchgehauen hätten? Alle Welt weiß, daß sie ihrer Tapferkeit allein das Leben zu verdanken haben.“

„Laß mir meinen Frieden,“ erwiderte Dorothea nicht im strengen Ton der Herrin, sondern in bittender Mahnung, wie zu einer Freundin, die aus falschem Eifer etwas Unrechtes räth. „Sei Du glücklich nach Deiner Art, unsere Wege sind verschieden. Du begehrt Liebe, Anerkennung, Triumphe über die Welt, die Dich an Deine Niedrigkeit

erinnert. Du hegst verwegene Träume, die sich niemals verwirklichen werden. Vielleicht ist Dir noch ein stiller Herd beschieden, der Dich mit dem Schicksal ausöhnt und Dich lehrt, daß tägliche Pflichterfüllung das Beste ist, was der Mensch hat. Wird er Dir nicht zu Theil, so ist mir um Dich bange. Ich entbehre ihn leichter als Du, denn mich hat Gott bis dahin durch geebnete Pfade geführt. Und nun laß dies das letzte Mal sein, daß Du an mein Geheimniß rührst.“ Dorothea stand auf und entfernte sich.

Marita sah mit glühenden Augen in das halb erlöschte Licht. „Sind es Träume? Nein, es sind Erwartungen, die in seinem Versprechen ihren Stützpunkt haben und nicht trügen werden. Ja, wenn wir unsern eigenen Herd haben, dann wird tägliche Pflichterfüllung auch mein Bestes sein, aber nicht so lang ich in Dienstbarkeit leben muß. Sie glücklich? Nimmermehr, weder er noch sie. Sie mögen den Weg der Tugend wandeln, so lang sie wollen, er führt sie nicht zum Glück, denn er ist zugleich ein Weg der Ent-sagung.“ Und Marita Cor sann, wie sie so oft gesonnen, ob die beiden einzigen Menschen, die sie niemals ihre Niedrigkeit fühlen ließen, nicht auf — andere Wege zu bringen wären. Und plötzlich tauchte eine Erinnerung aus ihrer Kinderzeit in ihr auf und sie glaubte die Lösung der Frage gefunden zu haben. Wie der Blitz eilte sie in das Schlafgemach der Brüder Planta und hob den schweren Strohsack eines ungeheuern Bettes in die Höhe, in welchem sie alle

Drei gemeinschaftlich schliefen. Ja, hier lag es, was sie suchte, ein Stückchen Holz, ein Splitter vom Kreuze jenes Mörders, welchem der Heiland am Kreuzigungstag das Paradies verheißen hatte. Die Reliquie hatte die Eigenschaft, stichfest zu machen und war vom guten Pfarrer Rönz mit ihrer Hülfe in's Bett der Brüder gelegt worden, bevor diese gegen die Tyroler auszogen. Deutlich erinnerte sie sich seiner Worte: „Drei Tage muß die Reliquie hier liegen, dann lege ich sie unter die Strohsäcke der andern Jünglinge von Buz, aber sage es Niemand Maritschen, sonst geht die Wirkung verloren.“ Und sie hatte geschwiegen, auch als die Reliquie unter dem Strohsack der Brüder vergessen blieb, denn je länger sie dalag, desto nachhaltiger wurde die Wirkung. Nun hob sie mit schüchternen Hand das wunderthätige Stück Holz von seinem Platz, während ihr die Thränen in die Augen stiegen und eilte damit zum Pfarrer Rönz.

Am folgenden Sonntag warteten die Leute vergebens, daß es zur Kirche läute. Pfarrer Rönz befand sich allein auf dem Hügel hinter dem Dorf, nach welchem er, seit die Reliquie sich wieder in seinen Händen befand, tagtäglich hinausgewandert war, um sich durch Thränen und Gebet zur Buße zu stärken. Er wollte Nichts weniger als durch ein aufrichtiges Bekenntniß sich vor seiner Gemeinde demüthigen. Auch heute war er so sehr in Reue und Betrachtung versunken, daß er den Stundenschlag überhörte, der ihn zur Ausübung seiner Pflicht rufen sollte. Das

Geschrei Frau Katharinas erinnerte ihn daran. Er stieg vom Hügel herunter und begab sich unter ihren Scheltworten in die Kirche. Gesenkten Hauptes betrat er die Kanzel. Er vergaß das Einleitungsgebet zu sprechen und rief in ungewöhnlicher Erregung: „Geliebte Brüder und Schwestern in Christo, was ist der Mensch?“ Die Frauen sahen erschrocken in die Höhe, selbst den Männern wurde es bei diesem sonderbaren Gebahren ihres Seelsorgers bange. Was mochte doch dem guten Herrn in seinen alten Tagen zugestoßen sein? „Was ist der Mensch?“ erscholl es wieder in herzbewegendem Ton von der Kanzel, „ja, was ist der Mensch in seiner Vergeßlichkeit?“ Die Angst der Zuhörer verwandelte sich in mühsam unterdrückte Heiterkeit. Unschwer waren die Bemühnisse des guten Pfarrers mit seiner Haushälterin aus seinen Predigten herauszuhören und gewiß war seine heutige Verkürzung der Nachhall eines Sturmes mit Frau Katharina. Und richtig folgte nun eine reumüthige Aufzählung frischer und alter Sünden, die sich der gute Pfarrer aus Vergeßlichkeit zu Schulden hatte kommen lassen und die Warnung, in gläubigem Gebet sich gegen solche Untugend zu stärken. Als die Gemeine Nichts mehr erwartete, da erhob Pfarrer Konz noch einmal die Arme zum Himmel und sprach mit begeistertem Ausdruck. „Aber wollt Ihr glauben, daß Gott in seiner Barmherzigkeit selbst die Schwäche seiner Kinder zu seinem Werkzeug macht? Könnnt Ihr Euch erinnern, welches Aufsehen es erregte, daß die

Brüder Planta unverfehrt aus der Calverschlacht hervorgehen, und dann auch wie man den Zufall pries, welcher kein Zufall, sondern Gottes Fügung war, daß sonst kein anderer Jüngling von Zuz in's Gefecht kam? Man sprach, die Tapferkeit, der Löwenmuth der Brüder habe sie vor Verwundung bewahrt, und als dies nicht genügend erschien, erfand man die Geschichte vom Gelübde einer reinen Jungfrau. Nein, keine Tapferkeit, kein Löwenmuth, kein Gelübde hat die Brüder gerettet, nein, die von Gott wohlgeleitete Vergeßlichkeit Cures Seelsorgers im Verein mit der Einfalt eines unschuldigen Kindes, mit einem Wort, diese Reliquie, die mein Ahne vor zweihundert Jahren von einem Kreuzzug heimgebracht hat. „Nun erzählte der Pfarrer, wie er die Reliquie unter dem Strohsack der Brüder vergessen hatte und hat die übrigen Jünglinge von Zuz um Verzeihung, daß er sie so sträflich benachtheiligt hatte. Die Zuhörer fühlten sich gerührt, sowohl durch die Aufrichtigkeit des guten Pfarrers, als durch die wundersame Geschichte selbst, bei welcher der Finger Gottes so sichtbar gewaltet habe. Die Brüder Planta waren in der Schlacht an der Calben immer in den dichtesten Feindeshaufen gerathen und standen zuletzt allein aufrecht auf einem Berg von Leichen, während die übrigen Jünglinge von Zuz an einem Ort als Wachen aufgestellt wurden, wo ihnen kein Feind zu Gesicht kam.

Dorothea hörte in halber Betäubung zu. War es möglich? War ihr Gelübde wirklich umsonst gewesen? Hatte

sie umsonst jahrelang gerungen? Sie erhob das Auge fragend nach einem bekannten Kirchenstuhl. Von dort fiel ein Blick auf sie, der keinen Zweifel übrig ließ, so hell und leuchtend war dieser Blick, wie ein Sonnenstrahl, der eine lange Nacht durchbricht. Sie erwiderte ihn in stummer, fast vorwurfsvoller Bitte. Nein, dort durfte sie nicht fragen, er, der in allen schwierigen Lebenslagen ihr Rathgeber war, durfte diesmal nicht entscheiden.

Klopfenden Herzens erhob sie sich mit den Andern und verließ die Kirche. Als sie zu Hause die Wohnstube betrat, kam ihr Herr Planta lachend und weinend entgegen. „Nun, Dorothea, hast Du gehört? Dein Gelübde ist gelöst, gelobt sei Jesus Christus und die Vergeßlichkeit unsers guten Pfarrers Rönz.“

„O Vater, theurer Vater, auch Ihr —“

„Ich und er und Du und die ganze Welt —“

Dorothea hörte auf dem Hausflur einen Schritt, den sie vor tausend andern erkannte, sie rang in unsäglicher Verwirrung die Hände. Travers erschien in der Thür ruhig, ernst, wie immer, kaum verrieth ein leises Beben der Stimme seine innere Bewegung, als er, ohne einzutreten, sprach: „Dorothea, von mir habt Ihr Nichts zu befürchten, die Kirche allein kann Euer Gewissen beruhigen, laßt sie entscheiden, laßt sie sprechen.“ —

Und die Kirche hatte gesprochen. Die Verlobung Johannes von Travers und Dorotheas von Planta war kund gethan.

Im Gefühl eines namenlosen Glückes saßen die Verlobten eines Abends im Wohnzimmer und sprachen von ihrer bevorstehenden Hochzeit, die Herr Planta in großartigem Maßstab nach altem Brauche herrichten wollte. Da hörten sie vom Thurmzimmer her Wortwechsel und Gepolter. Marita öffnete die Thür und sagte erregt: „Herr Planta und Herr Jakobus —“

„Warum eine tugendhafte Jungfrau ihr Gelübde bricht? Warum sie ihn Euch vorgezogen?“ hörte man die Stimme des Herrn Planta donnern. Darauf wurde eine Thüre mit Geräusch zugeworfen und wie fernes Echo klang es nach — „mit dem Degen, mit dem Degen.“

Travers eilte in's Thurmzimmer. Herr Planta war über die sonderbare Zumuthung des sonst so klugen Herrn Jakobus, nachträglich Gründe über seine Abweisung zu verlangen, außer sich, und mußte fast mit Gewalt weggeführt werden.

Herr Jakobus verließ wuthentbrannt das Haus, in welchem er eine so schmachliche Niederlage erlitten hatte. Er ballte hinter den Glücklichen die Faust und rief: „Auch Eure Stunde wird einst schlagen!“

---

Sind wir glücklich, Dorothea?“

„Ja,“ erwiderte diese aus vollem Herzen, indem sie den Blick vom Gatten zu ihrem kleinen Töchterchen schweifen ließ.

Was Travers an seine Frage weiter knüpfen wollte, blieb ungesprochen, von der Straße herauf tönte fröhliches Jauchzen vom dumpfen Klang der Werbetrommel untermischt. Eine Wolke legte sich auf Travers' Stirn.

Die Welt pries Travers glücklich. Er war von Stufe zu Stufe gestiegen und bekleidete die höchsten Landesstellen, dreizehn Mal war ihm die Ehre zu Theil geworden, zum Landammann des Engadins erwählt zu werden, er besaß die Liebe und Achtung der Menschen, er besaß auch eine preiswürdige Gattin und liebliche Kinder, nachdem er schon auf das Familienleben verzichtet hatte. Aber Travers war nicht glücklich, denn er hatte nicht erreicht, was er erhofft hatte.

Einst hatte er im Vollgefühl seiner Kraft und seines guten Willens gewähnt, dem Rad der Zeit nur eine andere Schwungfeder unterlegen zu dürfen, um dasselbe in ein anderes Geleise zu treiben, aber im Laufe der Jahre hatte er die Unzugänglichkeit des einzelnen Mannes kennen gelernt. Wie ein reißender Strom trieb der Gang der Ereignisse den Einzelnen mit sich fort, umsonst war sein Ringen und Kämpfen dagegen. In dem wilden Chaos von Zerrüttung und Verwilderung, in welchem sich alle Stände befanden, mußte der redliche Mann froh sein, wenn er sein Steuer, das Gewissen, nicht verlor.

Und Travers hatte sein Steuer fest gehalten und sein Gewissen war rein geblieben. Aber Travers war nicht glücklich, denn er lebte und litt mit dem Vaterland.

Wollte sich kein Licht zeigen?

Die übertriebenen Erwartungen und unbestimmten Hoffnungen des Jünglings waren für immer dahin, aber der reife Mann mit den abgeklärten Gedanken hatte ein bestimmtes Ziel vor sich, dem er unentwegt entgegenarbeitete. Ob er es erreichte? Ob er für die Zukunft säete? Er fragte nicht; sein Ideal war ein starkes, einiges, nach außen unabhängiges Vaterland. Sein Vaterland war zu klein, ihm fehlte der Spielraum zur Entfaltung seiner Kräfte; es suchte Anlehnung, Stütze, Freundschaften. Travers wollte es so groß haben, daß es jeder fremden Hülfe entbehren konnte.

Oft, wenn ihn der Jammer der Zeit mit Schmerz und Abscheu erfüllte, wandte er den Blick von der Gegenwart in ferne Zeiten zurück, da Rhätien ein mächtiges Reich war, von den Römern hochgeachtet und gefürchtet, so daß die Welteroberer nicht ruhten, bis sie die rauhe Perle in das Diadem ihrer Eroberungen eingeflochten hatten. Hohemrhätien! Welch ein Zauberklang lag in diesem Wort. Die Grenzen erweiterten sich, zahllose Städte und Dörfer lagen in ihrem Umfang; die Alpenflüsse rauschten in fruchtbare Ebenen nieder, an ihren Ufern tönte weit hinaus rhätischer Sprachlaut und gegen Süden streckten die Gebirgszüge bis zu den blauen italienischen Seen ihre Arme hinunter und hielten die grünen Thäler in ihrer Umarmung gefangen. Ja, die Seen waren die natürliche Grenze des Vaterlandes, dort

begann eine neue Welt, die dem Alpenbewohner fremd war und die er nicht für sich begehrte. Die Vergrößerung des Vaterlandes lag noch manchem einsichtreichen Mann am Herzen und nur darin sah er Hülfe und Rettung aus der politischen Ohnmacht und Verworrenheit. Der nächste Gedanke an Eroberung galt dem angrenzenden Beltlin, das Hohenrhätien einst besessen und verloren hatte. Tief im Gefühl des Volkes lag das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit; aber Jahrhunderte lang lag die Sehnsucht in den Banden der Ohnmacht, nun ließen die Zeitereignisse einen Weckruf erschallen, der in den Bündner Bergen ein tausendfaches Echo fand.

Die Werbetrommel schlug fort und fort und Travers' Gesicht verdüsterte sich zusehends.

„Drei sind bewilligt,“ sagte Dorothea gleichsam als Entschuldigung für die Borgänge auf der Straße.

„Drei sind bewilligt und Dreißig würden gerne gehen. Der gleiche Golddurst, der unsere kriegstüchtige Mannschaft Frankreich entgegentrieb, leitet sie nun zu seinem Gegner, Papst Julius dem Zweiten, und wir hätten unsere Leute doch selbst so nöthig zur Eroberung des Beltlins.“

„Es bleiben hoffentlich noch genug übrig und Frankreich hat es nicht besser verdient.“

„Die Tochter des Herrn Planta spricht aus Euch,“ sagte Travers lächelnd, der bei dieser Bemerkung freundlichen Gedanken Raum gab, „wenn aber auch genug übrig bleiben,

so möchte ich dennoch diese Drei nicht in fremdem Kriegsdienst wissen.“

„Ich auch nicht,“ beeilte sich Dorothea zu erwidern, um die Beschuldigung des Gatten von sich abzuwälzen.

Es war um das Jahr 1511. Ein Jahr früher war der Vertrag zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft, laut welchem ersterem gestattet war, in den Ländern Kriegsmannschaft zu werben, zu Ende gegangen. Im Laufe der Zeiten hatte sich das gute Verhältniß zwischen den beiden Staaten etwas gelockert. Die Eidgenossen fühlten, daß Frankreich nur dann ihre Freundschaft suchte, wenn es dieselbe zu seinem Nutzen verwerthen konnte. Jedesmal, wenn es seine Herrschaft in Italien befestigt glaubte, zeigte es Lust, sie abzuschütteln. Um diese Zeit hatte Papst Julius der Zweite die heilige Ligue gestiftet, in der Absicht, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Bischof Matheus Schinner von Sitten, ein kluger, der Kirche ganz ergebener Mann, benutzte die Verstimmung der Eidgenossen, um sie Frankreich ganz abwendig zu machen. Er brachte ein Bündniß mit Julius dem Zweiten zu Stande, dessen Folge die Werbung von 6000 Mann für päpstliche Dienste war. Bald darauf gab Frankreich durch widerrechtliches Auffangen dreier Staatsboten Grund zu Feindseligkeiten. Die Eidgenossen unternahmen in Folge dessen den sogenannten kalten Winterzug nach der Lombardei gegen die Franzosen, welcher, weil ohne Ueberlegung begonnen, kläglich endigte. Aber

der Bruch zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft wurde dadurch unheilbar und letztere trug nun keine Bedenken, sich ganz auf die Seite des Gegners Frankreichs, des Papstes Julius, zu stellen. Frankreich, welches die Stärke der Eidgenossen im Krieg kannte, wollte wieder einlenken und bot ihnen zur Beseitigung aller Streitigkeiten 50,000 Livres an, diese unter dem Einfluß des Bischofs Schinner stehend, verlangten 200,000. Da drang unvermuthet die Nachricht in's Land, daß Gaston de Foix bei Ravenna über die heilige Ligue den Sieg davongetragen habe. Die Franzosen brachen darauf die Verhandlungen mit den Eidgenossen kurz ab. Die Erbitterung gegen Frankreich erreichte nun einen solchen Grad, daß der Krieg sofort beschlossen wurde. Im Mai 1512 strömten 20,000 Mann zusammen und nahmen ihren Weg durch das Engadin über Trient nach Verona. Dieser Kriegszug war eine fortlaufende Kette von Eroberungen. Ueberall zogen sich die Franzosen vor der erdrückenden Uebermacht der Eidgenossen zurück. Sie behielten schließlich nur die festen Schlösser zu Mailand, Cremona, Novarra. Die Eidgenossen setzten Maximilian, Sohn des Herzogs Ludwig Sforza, wieder in seine Rechte ein und übergaben ihm vor den Thoren Mailands in einer silbernen Schale die Schlüssel der Stadt.

Glänzend hatte sich wieder der Kriegsrhm der Eidgenossen bewährt und der alte Glaube, daß ohne eidgenössische Waffen kein Sieg möglich sei, fand wieder einmal Bestäti-

gung. Sie selbst gingen bei diesem Kriegszug nicht leer aus. Im Vertrag mit Herzog Maximilian Sforza wurde ihnen Lugano, Locarno und das Eschenthal, dazu eine Kriegszentschädigung von 200,000 Dukaten und eine jährliche Pension von 40,000 Dukaten zuerkannt. Schon früher waren sie in den Besitz von Bellenz, Lauis und Luggaris gelangt. Sie besaßen somit am südlichen Fuß der Alpen schon mehrere Thäler und Städte.

Die Bündner fühlten, daß ihre Zeit gekommen war, sie besannen sich nicht länger und rüsteten zum Kriegszug gegen das Veltlin. Ihr Heer zerfiel nach den drei Bünden in drei Abtheilungen, jede mit ihrem Hauptmann an der Spitze. Der Gotteshausbund erwählte keinen Andern zu ihrem Führer, als den in der Kriegskunst wohlerfahrenen Herrn Conradin von Planta von Zuz. Und wahrlich keinem würdigeren Mann hätte man diesen wichtigen Posten anvertrauen können. Herr Planta verband mit einer langjährigen Kriegserfahrung eine warme Liebe zum Vaterland und eine hohe Begeisterung für den Waffenruhm der Bündner.

An einem schönen Frühlingmorgen überschritten zwei Abtheilungen der Bündner den Bernina und stiegen in das schöne Puschlaverthal nieder. Am Ausgang des Engpasses bei Brusio betraten sie veltlinischen Boden und ergossen sich gleich einem Bergstrom über die sich zu einem paradiesischen Garten erweiternde Landschaft. Sie fanden keinen Widerstand, die Franzosen zogen sich vor ihnen zurück, die Veltliner

begrüßten sie fast als Befreier von französischer Herrschaft. Weiter ging der Zug und überall trat die gleiche Erscheinung an den Tag. Die Bündner durchmaßten das Thal in seiner Länge bis zum Comersee und auch die drei obersten Seegemeinden unterwarfen sich ihnen freiwillig. Nun wandten sie sich nordwärts nach Cleven, wo sie mit ihren Landsleuten, den Bergellern, zusammentrafen, die schon Plurs genommen hatten; Cleven ergab sich ebenfalls. So gelangten sie ohne Schwertstreich in den Besitz des Veltlins und der Grafschaft Cleven und Plurs. Ob diese Art der Eroberung Herrn Planta gefiel, bekannte er niemals, seine Freunde wollten bemerkt haben, daß er mit seinem Degen oft traurige Zwiesprache hielt. Am 27. Juni 1512 schwur die eroberte Provinz zu den drei Bünden. Im Lande herrschte Jubel.

Travers hatte den Feldzug nicht mitgemacht; er war durch seine Stellung als Landammann an die Heimat gebunden. Mehr als die Eroberung, die er mit sicherem Blick vorausgesehen hatte, beschäftigte ihn die Verfassung, die man dem eroberten Land geben wollte.

Die Verfassung wurde ausgearbeitet und gefiel den Bündnern gar wohl. Das eroberte Land wurde von ihnen verwaltet. Der oberste Amtmann, der den Titel eines Landeshauptmanns führte, nahm seinen Sitz zu Sondrio, dem Hauptort des Veltlins und hatte die höhere Gerichtsbarkeit unter sich. Zu seiner Aushilfe wurde ihm ein Vikarius beigegeben, welcher die Rechte studirt haben mußte. Die

übrigen Amtleute erhielten den Titel Podesta. Die höhern Beamten hatten wie in einem monarchischen Staat ihre Stellvertreter, Kanzler und Gefolge und waren reich besoldet. Steuern und Verpflichtung zum Kriegsdienst verstanden sich von selbst, das Beltlin versprach, für die drei Bünde eine Goldgrube zu werden.

„Wißt Ihr, was die Verfassung zu bedeuten hat?“ sagte Travers nach Bekanntmachung derselben in tiefer Traurigkeit zu Dorothea.

„Nichts Gutes,“ erwiderte diese besorgt und mit inniger Theilnahme für den Schmerz des Gatten, „ich habe es die ganze Zeit her in Euerm Gesicht gelesen.“

„Nichts Gutes;“ unser Volk ist im Glückstaumel und hat keine Ahnung, daß es durch diese vielversprechende Verfassung sich selbst eine Grube gräbt. Das Beltlin, das einst zu uns gehörte, das wir wie einen verlorenen Bruder beweint und wieder gefunden zu haben glaubten, das Beltlin, das uns als Erretter von französischem Joch begrüßt und sich vertrauensvoll in unsern Schutz begeben hat, dieses Beltlin ist nicht unser Verbündete, sondern unser Unterthan geworden.“

„Sollte unser Land durch den Zuwachs an Kriegsmannschaft nicht an Macht gewonnen haben?“ wagte Dorothea einzuwenden.

„So spricht ein Kriegsmann, der unter den Waffen ergraut ist und den wir Beide sehr wohl kennen,“ erwiderte

Travers mit einem halben Lächeln. „An Macht hat es gewonnen, was es an Freiheit verloren hat. Ist ein Volk, das Unterthanen besitzt, frei, unabhängig? Nein, es hat die Freiheit selbst gerichtet. Ach, wie lange werden wir noch auf Irrwegen wandeln. Der einzige Lichtstrahl, der das Dunkel zu durchbrechen schien, ist für immer verschwunden. Aus der erhofften Verbrüderung ist ein lächerliches Herrscherthum geworden.“

Dorothea wußte, was ihr Gatte litt, wenn er so sprach, aber sie wußte auch, was ihn immer wieder tröstete. „Die Zeit ist trüb,“ erwiderte sie langsam, „und wir wandeln auf Irrwegen, dennoch dürfen wir nicht unthätig still stehen, sondern wir müssen suchen, streben, uns emporarbeiten aus dem Dunkel, dem Licht entgegen.“

„Dem Licht entgegen,“ erwiderte Travers sich hoch aufrichtend, „ich danke Euch für das Wort; ja, wir müssen uns emporarbeiten. Eine Enttäuschung folgt der andern, ein Mißerfolg dem andern, aber die Hoffnung bleibt, immer neue Erwartungen lösen den Zweifel ab, immer neue Gesichtspunkte thun sich auf. Auf schwankender Bahn, auf Irr- und Umwegen wandeln wir durch das Dunkel der Zeit, aber wir dürfen nicht ruhen, noch rasten; die fragende Seele trägt eine Verheißung in sich, die für alle Mühsal entschädigt, sie heißt — dem Licht entgegen. Ich entsage nicht dem Traum von Freiheit und Unabhängigkeit für mein Volk. Der Gott, der ihn mit meinem ganzen Sein

verwoben, wird ihm nach diesem abermaligen Scheitern wohl einen Anker zuwerfen, durch welchen er wieder Grund fassen kann. Wir glaubten durch Vergrößerung des Vaterlandes Klarheit zu erlangen, unser Weg dahin war ein Irrthum; wohl an, so laßt uns einen andern suchen. Sehrend, verlangend laßt uns dem innern Wegweiser folgen, den wir so oft nicht verstanden und der uns nach untrüglichem Gesetz dennoch vorwärts, vorwärts führt — dem Licht entgegen.“

Dorothea war durch die Begeisterung, mit welcher Travers sprach, ergriffen, sie sprach mit Thränen in den Augen: „Nehmt mich mit.“

Zwischen Travers und Margadant war eine allmälige Entfremdung eingetreten. Travers konnte die Wege, die dieser wandelte, nicht immer billigen und dieser ermangelte seinerseits nicht, die Bestrebungen, denen Travers sein ganzes Leben widmete, als nutz- und zwecklos darzustellen. Auf seinen Durchreisen von Deutschland nach dem Münsterthal kehrte er zwar jedesmal bei seinem alten Freund ein, aber er schien nur darum sein Quartier in dieser Feste der Ehrenhaftigkeit zu nehmen, um von hier aus ungestört seine Streif- und Querzüge in zweifelhaftes Gebiet zu machen. Zwar pflegte er auch gern die Bekanntschaft großer Herren und rühmte sich dessen. „Ich schätze Eure Freundschaft nicht weniger als meinen Dichterruhm,“ sagte er oft zu Travers, schien es aber darauf angelegt zu haben, durch allerlei tolle

Streiche eben diese Freundschaft zu verscherzen. Im Hause des Herrn Planta war er ein täglicher Gast, bis es auch hier einmal eine Szene zwischen ihnen gab, bei welcher der Degen fast eine thätige Rolle gespielt hätte. Ueber die Ursache befragt, antwortete Margadant mit stummem Achselzucken und Herr Planta gab allerlei Orakelsprüche zum Besten, denen nur soviel zu entnehmen war, daß er sich selbst für einen höchst scharfsinnigen, listigen, alten Mann hielt. Nirgends aber war Margadant so willkommen, wie bei Pfarrer Rönz, welcher zu dem jungen Mann mit andächtiger Schwärmerei aufblickte. Margadant hatte nicht nur selbstständige Bücher herausgegeben, sondern die geliebte Odyssee in's Lateinische übersetzt, was ihm unter den unsterblichen Geistern für ewige Zeiten einen Platz sicherte, wie der gute Pfarrer oft und oft wiederholte. Frau Katharina war für ihn weniger begeistert, besonders seit er ihr erzählt hatte, daß ein Mann in Deutschland die Kunst erfunden habe, die Odyssee in kurzer Zeit in's Hundert-, ja Tausendsache zu vervielfältigen, diese Kunst habe in der Welt auch schon einen Namen und heiße Buchdruckerkunst und der Erfinder heiße Gutenberg. „Teufelsberg sollte er heißen,“ erwiderte Frau Katharina kurz und nahm alle Bücher vom Hennenstand weg, die Margadant darauf ausgebreitet hatte. Herr Jakobus vermied Margadant grundsätzlich als eine in der sittlichen und physischen Welt unschöne Erscheinung, die jedem Dichtergemüth widerstrebe.

Nach der Eroberung des Veltlins änderte sich das Verhältniß der beiden Freunde wieder. Merkwürdiger Weise theilte Margadant durchaus die Ansichten Travers' über den Stand der Dinge, ja, er überbot ihn an Entrüstung über die Geldgier der Bündner, die sie um augenblicklicher Vortheile willen die Folgen ihres Vorgehens gegen den Bruderstaat übersehen ließ. Travers freute sich unendlich, die alten Töne wiederklingen zu hören, die ihm einst den viel jüngern Gefährten auf der Reise von Konstanz nach Chur so lieb und werth gemacht hatten, daß er ihm seine Freundschaft schenkte; er vergaß gern die spätern Dissonanzen.

Unendlich Vieles hatten sich die Freunde zu sagen, als Margadant im Jahr 1514 ein paar Tage bei Travers verweilte. Herr Planta war eben vom Veltlin zurückgekehrt, wo er nach der Eroberung zwei Jahre als Ländeshauptmann zugebracht hatte, — Herrn Coradin von Planta von Luz war somit die Ehre zu Theil geworden, der erste Gouverneur der eroberten Provinz zu sein — und obwohl er durch und durch Kriegsmann war, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß die politischen Zustände daselbst durchaus nicht befriedigend waren. Im Hause Travers' trafen sich die drei Männer oft und Dorothea hörte sie hier des Landes Wohl und Weh erörtern. Obwohl ihre Ansichten weit auseinander gingen, trafen sie doch in einem Punkt zusammen, daß der Eigennuß der Bündner schlimme Früchte tragen müsse.

Nebenher fiel es Dorothea auf, daß ihr Vater an Margadant niemals die Einladung ergehen ließ, sein Haus zu besuchen, und daß dieser auch keinen Versuch dazu machte, was man, nach seiner tecken Art zu urtheilen, wohl hätte erwarten dürfen. Der Bruch, der einst zwischen den Männern erfolgt, war noch nicht ganz geheilt.

Am Abend, bevor Margadant seine Reise ins Münsterthal fortsetzte, schlenderte er langsam die Dorfstraße hinan. Vielleicht gedachte er alter Zeiten, als er seine Augen von einem Haus zum andern schweifen ließ und sie vor demjenigen des Herrn Planta niederschlug und rasch vorbeiging. Aber er vertiefte sich nicht allzusehr in Erinnerungen, denn als er sich vor dem stattlichen Hause des Herrn Jakobus befand, sah er sich lächelnd die breite Hausthüre mit dem eisernen Klopfer an, murmelte etwas von Aehnlichkeit mit dem Hausbesitzer, und, einer plötzlichen Eingebung folgend, trat er hinein. Er traf Frau Travers allein. Die Art, wie er sich vor der alten Frau verneigte, ließ an Ehrerbietung Nichts zu wünschen übrig. „Verehrteste Frau,“ sprach er sie an, „manches Jahr ist vergangen, seitdem ich dieses edle Haus betreten habe.“

„Ich kenne Euch nicht,“ erwiderte Frau Travers mürrisch und kehrte ihm den Rücken.

„Wie könnte ich hoffen, daß der leichtfüßige Student Euch im Gedächtniß geblieben wäre. Ich aber habe die schönen Stunden, die ich hier verlebt, niemals vergessen.“

Ja, oft und oft habe ich mich gefragt, ob Euch mein Rezept gegen das Zipperlein wohl gute Dienste geleistet haben mag?"

„So, seid Ihr derselbe Herr? Es kommt Euch etwas spät in den Sinn, darnach zu fragen. Nichts, rein Nichts hat es mir genützt.“

„Leider,“ erwiderte Margadant in bedauerndem Ton, „habe ich Euch schon damals sagen müssen, daß das Rezept durch die Unvorsichtigkeit meines Vaters Geld dafür anzunehmen, unwirksam geworden war. Nun bin ich aber im Besitz ganz anderer Geheimnisse. Ich bin weit in der Welt herumgekommen und habe die Bekanntschaft manches berühmten Arztes und Tausendkünstlers gemacht. Soll mir heute nicht die Ehre zu Theil werden, Herr Jakobus, Euren Sohn zu begrüßen?“

„Herr Jakobus wird gleich kommen. Beliebet unterdessen Platz zu nehmen.“

„Ich habe wirklich keine Zeit.“

„Also weit in der Welt seid Ihr herumgekommen?“

„Und habe Dinge gesehen, von denen man sich in unsern Bergen Nichts träumen läßt. Das Zipperlein herrscht leider in der ganzen Welt.“

„So?“

„Auf Königs- und Kaiserthron, wie in der Hütte des Bettlers ist es daheim.“

„Wenn ich aber ein Kaiser wäre, so wollte ich doch sehen —“

„Wie befindet sich Herr Jakobus?“

„Vortrefflich. Wo habt Ihr Euch denn bisher aufgehalten?“

„Überall, die längste Zeit im Venusberg.“

„So, und herrscht dort auch das Zipperlein?“

„Puh, und wie!“

Herrn Jakobus Erscheinen machte den vielen Fragen seiner Frau Mutter ein Ende. Herr Jakobus war nicht derjenige, der irgend einem Menschen, welcher etwas in der Welt zu bedeuten hatte, nicht mit der freundlichsten Zu-vorkommenheit entgegenkam. Er begrüßte daher Margadant voll Artigkeit, was dieser ebenso erwiderte. Vor allen Dingen beglückwünschte er ihn über seinen Dichterruhm. Frau Travers sagte, sie habe auch davon gehört, gewiß habe er manches fromme, geistliche Lied gedichtet, das ihr zur Erbauung dienen könnte.

„Will man Eure Lieder kennen,“ sprach Herr Jakobus mit schlauem Augenblinzeln zu Margadant, „so muß man Marita hören, wenn sie die Kühe auf die Weide treibt. Sie singt Eure Liebeslieder mit einer Inbrunst, als ob sie für sie selbst gedichtet wären. Ihr habt in Basel wieder eine Sammlung herausgegeben; wer ist Eure neue Flamme?“

„Meine allerneueste? Die Nachfolgerin der letzten.“

Herr Jakobus lachte verständnißvoll.

„Das Vorrecht des Poeten, die ganze Welt zu lieben. Uebrigens schlägt meine Muse seit einiger Zeit ernstere Saiten an, ihre Töne gelten dem Vaterland. Was bedeutet die Eroberung von tausend Mädchenherzen gegen die Eroberung des Beltlins?“

„Welch' ein Gedankensprung?“

„Der Gedankensprung eines Poeten, — vom Poeten zum Patrioten. Ich schätze mich glücklich, Herr Jakobus, mich einmal gegen einen so klar blickenden Mann über dieses Thema aussprechen zu dürfen und seine Meinung zu hören.“

Wer, der sich nur einigermaßen um öffentliche Angelegenheiten bekümmerte, sprach dazumal nicht über das Beltlin? In der That waren die beiden Männer bald in eine Unterredung über die eroberte Provinz vertieft. Margadant sprach die kühnsten Hoffnungen aus in Bezug auf die Zukunft des Vaterlandes. „Ein großes Reich wird nach und nach entstehen an Ruhm und Glanz dem alten Rhätien vergleichbar, mit Gold und Silber werden andere Mächte unsere Freundschaft erkaufen, das Soldwesen hört auf, wir haben nicht mehr nöthig Geld zu verdienen, wir haben solches im Ueberfluß. Man wäre blind, wollte man nicht einsehen, welche Summen zum Beispiel nur die Aemter im Beltlin in's Land bringen.“

Herr Jakobus machte auf einmal große Augen. „Man sollte nicht meinen, daß Ihr der Gast und Freund meines

Betters wäret, mit welchem ich leider wegen politischen Differenzen nicht verkehren kann.“

„Die Verwaltung des Beltlins wird manchem verarmten Adelsgeschlecht aufhelfen,“ fuhr Margadant eifrig fort, ohne von der Bemerkung Herrn Jakobus Notiz zu nehmen, „oder sollte es nicht wahr sein, daß mehrere vornehme Familien in Voraussicht künftigen Gewinns Güter im Lande aufkaufen?“

„Nicht alle Adelsgeschlechter haben dies nöthig,“ bemerkte Frau Travers, welche Nichts gekauft hatte, auf ihre volle Tasche klopfend.

„Ich spreche nicht von solchen, sondern von diesen,“ erwiderte Margadant lachend, ihre Bewegung nachahmend und seiner leeren Tasche einen hohlen Klang entlockend, „und diese sind in der Mehrzahl. Es freut mich innig, daß Eurem Better, dessen Ruhm viel weiter reicht, als die romanische Zunge klingt, bessere Zeiten in Aussicht stehen. Ihr runzelt die Stirn, wertheste Frau Traversin, ich habe viel gewagt, Euch an einen Fleck Eures berühmten Namens, an die Armuth des Johannes von Travers zu erinnern, der Fleck wird verschwinden. Wißt Ihr, wie viel Gehalt der Landeshauptmann des Beltlins bezieht?“

„Nein,“ sagte Herr Jakobus, in dem eine böse Ahnung aufstieg und der es sehr wohl wußte.

„Ich weiß es ganz bestimmt, es sind 12,000 Gulden.“

„Nicht möglich,“ rief Frau Travers, die vor Neid grün und gelb wurde.

Und welche Ehre, welche Macht, schließt der bescheidene Titel in sich ein. Wisset, verehrte Frau Traversin, Landeshauptmann im Veltlin ist gleichbedeutend mit Regent in einem monarchischen Staat. Diese Ehre, diese Würde wird auch Eurer Familie zu Theil werden. Ich komme von Basel, von Zürich, von Chur, überall wurde bei der bevorstehenden Wahl auch der Name des Johann von Travers genannt. Ich konnte nicht abreisen, Herr Jakobus, ohne Euch diese erfreuliche Nachricht zu bringen, denn wenn Euer Verkehr mit ihm auch vorübergehend gestört ist, so bleibt Familienblut doch Familienblut und die Bande der Natur lösen keine politischen Differenzen. Euch freilich wird daraus neue Mühe erwachsen, denn nach seinem Weggang werden Euch wohl wieder die Ehrenstellen im Lande zufallen, die mit mehr Arbeit als Gewinn verbunden sind. Euch kann das gleichgültig sein, für ihn aber ist es gut, daß er diese Stellen aufgeben muß, denn wie er nun einmal ist, käme er dabei niemals auf einen grünen Zweig. Nun ist ihm der fette Posten im Veltlin sicher, das weiß ich so bestimmt, als daß der Lorbeer, der mein Dichterkopf schmückt, nicht von Gold ist.“

Margadant erhob sich mit lächelnder Miene wie ein Mann, der sich bewußt ist, Andern eine unerwartete Freude

bereitet zu haben. Unter der Thür kehrte er sich noch einmal um, und hatte dabei Anlaß, die wüthenden Blicke der ihn begleitenden Augenpaare zu erhaschen.

„Wertheſte Frau Traversin,“ ſagte er ſich entſchuldigend, und führte die alte Frau nach einer Fenſterniſche, als ob er mit ihr allein ſein Geheimniß haben wolle. „Wertheſte Frau Traversin,“ ob meinem Neuigkeitskram haben wir das Wichtigſte vergeſſen. Das neueſte Rezept gegen das Zipperlein, das mir ein Mönch zu Wittenberg gegeben hat und das gegenwärtig an den europäiſchen Höfen mit Glück angewandt wird, lautet: „Biſt Du jung und ſchön, ſo geh nach Venusberg und wärme deinen Fuß an ſeinem Feuer, biſt Du es nicht, ſo weihe lieber der Jungfrau Maria den Ring Deines Mittelfingers.“

Frau Travers blickte erſchrocken nach ihrem Ring, an welchem ein koſtbarer Stein funkelte! Margadant verabschiedete ſich mit herzlichen Worten und ſprach die Hoffnung aus, bald wiederzukommen.

Verrathen! Marita mit ihrem heißen Empfinden und ihrem Verlangen nach Glück und Ehre, verrathen. Der ſchöne Traum zerſtoben, die goldenen Blüthen ihres Liebesfrühlings in den Staub gezogen, ſtatt der Seligkeit der Liebe kalte Menſchenverachtung im Herzen, ſtatt der Ausſicht auf eine glänzende Zukunft, die lange, traurige Einöde der

Dienstbarkeit vor sich. Ja, Menschenverachtung, Menschenhaß, Zerfallenheit mit Gott und den Menschen hatten sich des unglücklichen Mädchens bemächtigt. Marita war zum Unglück geboren, sie wußte es ja, die Welt hatte es ihr oft genug nahe gelegt, daß sie aus dem Staub hervorgegangen und an den Staub gekettet, daß sie eine Cor war. Warum mußte Einer kommen und ihr einen andern Gesichtskreis eröffnen? Dieser Eine hatte ihr berauschte Worte zugerannt, an denen sich alle Leidenschaften ihres heißen Herzens entzündet hatten. Sie war glückberechtigt, sie war begehrenswerth, sie war zu einem schönen Dasein auserkoren. Dieser Eine hatte sie bis zu den Sternen erhoben, die Kinder auf der Gasse, die Mädchen im Felde, die Bänkelsänger auf den Märkten sangen seine Lieder und sie sangen ihren Ruhm, ihren Preis. Ja, manche stolze Dame lauschte entzückt den süßen Tönen und sang selbst im stillen Kämmerlein ihren Ruhm, ihren Preis. Und dieser Eine hatte sie mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt verlassen, als seinem flatterhaften Gemüth eine andere Sonne aufgegangen war. Seither wohnte die Hölle in Maritas Brust.

Wohl tönte noch manchmal ein gutes Wort Dorotheas in ihr nach. „Ein stiller Herd, ein redliches Tagewerk sind das Beste, was dem Menschen beschieden ist.“ In ruhigen Stunden klammerte sie sich an dieses Wort, wie an einen Rettungsanker. Vielleicht, vielleicht war ihr noch eine Stätte beschieden, wo sie fern von den Menschen ein arbeitsvolles

Dasein verbringen, wo sie vergessen konnte, was sie einst gewünscht, erstrebt, gehofft hatte.

Ihr Bruder Simeon war nach der Eroberung des Beltklins in päpstlichen Dienst getreten. Heimkehrende Krieger hatten ihr erzählt, daß er viel Geld verdient habe und nächstens komme, um sich in der Heimat ein Gütchen zu kaufen und sich bleibend da niederzulassen. Freilich war er ein Keisläufer und kam in Strafe. Aber Travers war zum Landeshauptmann des Beltklins ernannt worden und würde nächstens wegziehen. Kam Herr Jakobus wieder an's Ruder, so brachen für die Keisläufer bessere Zeiten an. Und war Travers noch da, so würde er sich wohl erweichen lassen, in diesem besondern Fall die mildeste Form des Gesetzes anzuwenden.

Aus der Rede der Gegenwart flüchtete sich Marita immer wieder nach diesem einzigen, grünen Giland der Hoffnung, das ihr winkte. Hätte sie sich Dorothea anvertrauen dürfen, so hätte diese sie vielleicht mit milder Hand aus dem Labyrinth der Empfindungen herausleiten können, aber der Stolz, die Scham hielten sie davon zurück. Niemand sollte wissen, daß auch sie einst vertrauensvoll die Hand nach dem Glück ausgestreckt hatte, daß sie eine Getäuschte, eine Verstoßene sei. Sie schwieg.

Ihr Bruder Simeon kam nach Hause, bevor Travers das Land verließ. Das Unerwartete geschah, Simeon Cor wurde wegen Rückfalls in das Verbot des Keislaufens zur

strengsten Strafe verurtheilt. Nicht nur verlor er Alles, was er gewonnen hatte, er mußte auch einige Monate Strafzeit im Gefängniß absitzen. Marita hatte das einzige Steuer verloren, mit dem sie ihr leckes Schifflein durch die trübe Fluth ihres Lebens leitete. Ihr blieb Nichts, als ihr Haß und ihre Menschenverachtung. Und sie schwieg noch immer.

Travers war zum wichtigsten Posten des Landes aus-  
erfahren worden, sein Name strahlte in neuem Glanz über Bündens Thäler. Er war der Mann nach dem Herzen des Volkes. Ja, ihm gebührte die höchste Ehrenstelle, er sollte der Führer des Volkes sein, Keiner liebte es so sehr, Keiner war um sein Wohl so besorgt, Keiner brachte ihm so große Opfer. Er allein besaß die Milde, die Herzensgüte, die Einsicht und die Kraft es zu leiten. Bei seiner Wahl waren allerlei niedere Umtriebe nicht gespart worden. Jedermann wußte, daß Herr Jakobus die Stelle für sich beanspruchte, daß er weder Geld noch Worte gespart, um Travers' Wahl zu vereiteln. Aber seine nächsten Landsleute allein wußten, daß der neidische Groll, den er bisher gegen seinen Vetter gehegt, sich bei dieser neuen Niederlage in tödtlichen Haß verwandelt hatte. Auch Simeon und Marita Cor wußten es.

Wenige Tage, nachdem dieser das Gefängniß verlassen hatte, begab er sich zu Herrn Jakobus, seinem Gönner und sagte: „Wißt Ihr, daß ein Abgesandter da war, der dem künftigen Regenten des Beltlins die Schlüssel des Schlosses zu Sondrio überbracht hat? Bald wird er unter dem

Sauchzen der Menge einziehen, Euch überläßt er großmüthig wieder den Posten eines Landammanns des Oberengadins und ich kann derweilen betteln gehen.“

„Kein redlicher Mann soll bei uns betteln gehen,“ erwiderte Herr Jakobus, der keinem Hund einen Knochen gönnte, „meine Küche steht Dir jederzeit offen, armer Simeon“.

„Stich ihn nieder, Simeon Cor,“ krächzte es wie die Stimme eines heifern Raben vom Ofen herunter, „stich ihn nieder, erst dann wirfst Du wieder Deinem redlichen Erwerb nachgehen können, erst dann wird Herr Jakobus, Dein Freund, wieder in seine Rechte eingesetzt werden.“

„Er wäre nicht der Erste und nicht der Letzte,“ erwiderte der wilde Kriegsgesell kaltblütig.

„Die arme Mutter,“ sprach Herr Jakobus erklärend, „es thut ihr weh, daß das Verdienst immer übersehen wird und der Hochmuth siegt. Natürlich ist es ihr nicht Ernst mit ihren Worten.“

Die Lichter waren tief herabgebrannt und warfen ihren düstern Schein auf zwei erdsahle Gesichter, die keine Spur von Röthe annehmen wollten, so oft sie sich auch über die dunkle Gluth des Bettliners neigten. Das erste Morgenrauen verwob sich schon mit dem Dämmerchein des Gemachs, als der eine der Männer sich erhob und seinem Gefährten über den Tisch hin die Hand reichte mit den Worten: „Also sind wir einverstanden?“ Der vornehm gekleidete Herr schrak vor der Vertraulichkeit des Mannes im groben Kittel zurück,

aber er befaß sich rasch und schlug ein. „Einverstanden“, kam es kaum hörbar über seine Lippen.

Am nächsten Abend begab sich Marita Cor zu ihrer Herrin und anerbote sich, bei ihrem kranken Kind zu wachen. Dorothea nahm das Anerbieten gerne an, ihre Kräfte waren durch eine lange Krankenpflege erschöpft und sie wußte, daß sie sich auf Marita ganz verlassen konnte. Als Alle den tiefen Schlummer des Vertrauens schliefen, da schlich Marita auf leisen Sohlen durch das Haus, in welchem ihr jeder Winkel bekannt war. Vor einem Schließelschrank blieb sie stehen und öffnete ihn mit leisem, aber energischem Griff. Wie sie mit dem flackernden Licht in der Hand, mit den glühenden Augen und den fiebernden Wangen einen Augenblick vor dem geöffneten Schrank stand und unter den nur ihrem Ohr hörbar klickenden Schlüsseln herumstöberte, da glich sie einem Dämon, der aus der Unterwelt gestiegen ist, um den Menschen Verderben zu bringen. Am Morgen übergab sie ihrem Bruder Simeon ein Stück Wachs mit dem Abdruck eines kunstreichen Schlüssels. Sie sah ihn dabei nicht an und sagte mit hohler Stimme: „Ich habe nach Deinem Willen gethan und frage nicht nach der Art Deiner Rache. Eins mache ich zur Bedingung: sein Leben darfst Du nicht antasten.“

Travers und Dorothea waren zur Abreise gerüstet. Im Hause des Herrn Planta erklangen die Becher beim Abschiedsmahl. Marita saß in ihrer dunkeln Kammer allein.

Manchmal drang das fröhliche Lachen der Gäste oder das Jauchzen der Kinder bis zu ihr, sie schauerte jedesmal zusammen wie vom Fieberfrost geschüttelt. Wenn sie nur erst weg wären, dann würde die Last, die wie ein Alp auf ihr lag, von ihr weichen, dann würde der Schlaf, der sie floh, sich wieder auf ihre brennenden Lider senken, dann würde sie wieder in redlichem Haß gegen die Ungerechtigkeit der Welt aufathmen können. Travers und Dorothea hatten ihren Rundgang bei den Bornehmsten des Landes gemacht, zu ihr kamen sie nicht, gottlob, der Landeshauptmann des Beltlins und seine Gattin kamen nicht zu einer armen Magd.

Da klopfte es an die Thür und Beide traten herein. „Marita,“ sprach Dorothea mit ihrer klaren Stimme, „warum zeigst Du Dich nicht? Wir sind gekommen, um Abschied zu nehmen, hoffentlich für kurze Zeit.“

Marita trat ein paar Schritte zurück, als ob sie fliehen wolle.

„Marita,“ sprach Dorothea wieder, „ich begreife Dich nicht, wir verreisen morgen und Du läßt Dich nicht blicken, gewiß bist Du krank.“

„Ja, ich bin krank,“ erwiderte Marita dumpf.

„Deine blassen Wangen haben es mir längst verrathen. Was fehlt Dir? Klage.“

„Was mir fehlt?“ Marita machte eine lange Pause, während welcher sie noch einmal alle Qualen der letzten Zeit durchmachte. Wer war an diesen Qualen Schuld?

Die Leidenschaft raubte ihr die Besinnung und in heißem Zorn sprudelte es von ihren Lippen. „Was mir fehlt, das könnt Ihr fragen? Mir fehlt Alles, was Ihr besitzt, ein Herz, das mich liebt, die Familie, Ehre, Reichthum, die Achtung der Welt.“

„Ich ahnte,“ sagte Dorothea tief betrübt, „daß Deine Krankheit in Deinem begehrliehen Gemüth sitzt. Verne Dich doch bescheiden.“

„Ihr habt Recht,“ erwiderte Marita in bitterm Spott, „ich sollte mich bescheiden lernen, ich bin eine Cox, keine Planta, ich sollte wissen, daß das Schicksal für mich keine Gaben hat. Aber eine Hütte, ein Stück Brod und Ruhe vor der Welt darf wohl auch der Aermste verlangen. Auch das soll mir und meinem Bruder nicht zu Theil werden, man hat uns Alles genommen.“

„Es thut mir leid,“ sagte nun Travers, „daß Du durch das Vergehen Deines Bruders mitleidest. Auf unredlichen Gewinn darf man niemals bauen.“

„Wer sagt, daß der Gewinn meines Bruders unredlich war?“ erwiderte Marita mit funkelnden Augen.

„Das Gesetz von Bazerol.“

„Und Ihr habt das Gesetz gemacht. Die großen Herren haben gut Gesetze machen. Wißt Ihr, was Armuth ist? Ihr glaubt wohl, aber Ihr irret Euch. Eure Armuth bringt Euch Ehre und Segen, die unsrige bringt uns Schande

und Hohn. Es ist etwas Anderes, ob man nur die Hand auszustrecken brauchte, um Glücksgüter zu erlangen, so viel man will oder ob man durch die Geburt an die unterste Stufe gebunden ist und trotz redlicher Arbeit sich nicht emporringen kann, ob man für sein Bemühen den Dank der Welt erntet oder kein Wort der Anerkennung und Schläge dazu. Dies war mein und meiner Brüder Loos. Wir mußten schon als Kinder für die Bauern die niedersten Dienste verrichten und bekamen dafür den Abfall ihrer Tische oder einen Feszen, der ihre Blöße nicht mehr deckte. Unsern wohlverdienten Lohn mußten wir als Wohlthat hinnehmen und den Leuten, für die wir arbeiteten, danken, daß sie uns nicht Hungers sterben ließen. Als wir groß wurden, wurde es etwas besser. Ich bekam nebst einigen Schlägen von Eurem Herrn Vater Brod genug, meine Brüder begaben sich in fremden Kriegsdienst und verdienten sich auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt. Simeon, der lange ein wilder Gesell gewesen, lenkte in bessere Bahnen ein, er sparte, wir waren geborgen. Ihr habt uns Alles genommen. Ihr sagt, das Gesetz hat ihn bestraft, warum bestraft es nicht auch Euresgleichen, warum bestraft es nicht Herrn Jakobus?“

„Es bestraft nur Diejenigen, deren Uebertretung erwiesen werden kann.“

„So laßt mich mit dem Degen in der Hand durch die Welt stürmen und Gerechtigkeit schaffen,“ rief Marita. „Ich werde die Schlechten in ihren Schlössern und Palästen,

unter dem Magisterhut und im Gewand des Geistlichen herausfinden und blutig kennzeichnen. Ich werde den Armen und Unterdrückten und der verrathenen Unschuld zum Sieg verhelfen. Glaubt mir, ich werde gerechter sein, als Euer Geseze, die nur für die Niedriggeborenen da sind.“ Marita stand mit hoehgehobenem Arm da, als ob der Dolch der Rache schon in ihrer Hand zucke, ihre Wangen glühten und in ihren Augen brannte ein unheimliches Feuer.

Dorothea sah in ihr vor Leidenschaft verzerrtes Gesicht, kein Wort des Vorwurfs über die Verwegenheit der Magd kam über ihre Lippen, langsam, langsam stiegen ein paar Thränen in ihre dunkeln Augen, die sonst in ungetrübttem Glanz die Welt betrachteten. „Marita,“ sprach sie mit bebender Stimme, „ich fürchte, Du bist verloren. Was in aller Welt hast Du erlebt, das so böse Gedanken in Dir erweckt hat. Schon lange, bevor das Gesez von Vazerol Deinem Bruder seinen Erwerb nahm, war die schlimme Umwälzung vor sich gegangen.“

„Laßt mich,“ stöhnte Marita, „fraget nicht. Was weiß der Glückliche von den Schmerzen des Armen.“

„Vielleicht vertrauſt Du Dich Dorothea noch einmal,“ sagte Travers, im Beltlin sehen wir uns wieder.“

„Nein, nein,“ rief Marita heftig abwehrend, „Ihr gehört zu den Vornehmen, zu den Guten, Glücklichen, laßt mich bei den Niedrigen, Verachteten, Verworfenen. Ihr

verstehst mich niemals, Ihr wißt nicht, was leiden heißt. Laßt mich meine dunkeln Wege gehen und steigt nicht in meine Nacht hinunter.“

„Marita,“ sprach Dorothea und legte ihre Hand auf ihren Arm, „der Mann, der sein Vaterland liebt, leidet Schmerzen, von denen wir Frauen keine Ahnung haben. Sieh, was die Wahl zum Landeshauptmann aus Travers gemacht hat.“

Marita erhob das Auge zu ihm. Der noch blühende, kräftige Mann war in der letzten Zeit grau geworden. Sie sank in sich zusammen und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. Er richtete sie mit sanfter Gewalt in die Höhe und sagte in einem Ton, der unsäglich mild und traurig klang: „Arme Marita, Du leidest und ich irre wohl nicht, wenn ich Deine Qual auf Dein belastetes Gewissen zurückführe. Ich frage nicht, was Du verbrochen hast, ich frage auch nicht, was Dein Bruder, der meinen Anblick meidet, Schlimmes sinnt, was es auch sei, ich will Euch nicht verdammen, ich weiß, die Zustände der Zeit haben auch ihren Theil an der Verwilderung der Gemüther. Glaube mir, Du leidest nicht allein, die ganze Menschheit leidet. Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein, wir bereiten das Glück einem kommenden Geschlecht. Du wandelst nicht allein auf dunkeln Wegen, wir haben Alle den Pfad verloren und unsere Umgebung ist in Nacht gehüllt. Aber wir müssen wandern, wandern, bis wir den Pfad wiederfinden. Marita, glaube,

hoffe, auch Du wandelst mit uns, mit dem ganzen Geschlecht einem siegreichen Ziel — durch Nacht dem Licht entgegen.“

Sie waren weg. Marita befand sich wieder allein in ihrer dunkeln Kammer und starrte mit brennenden Augen nach der Thür, durch die sie verschwunden waren. „Ja, sie wandeln dem Licht entgegen,“ murmelte sie mit blutlosen Lippen, „und ich — der Hölle.“

Die Nacht senkte sich herab und hüllte die Gegenstände um sie herum in völlige Finsterniß. Marita, die stets Furchtlose, empfand ein eigenthümliches Grauen, mit zitternden Händen zündete sie ihr Talglicht an. Auf ihrem Tisch entdeckte sie ein kleines, versiegeltes Paket mit ihrer Aufschrift. Marita konnte lateinisch lesen, Dorothea hatte sie im Lesen unterrichtet. Das Paket enthielt zwei beschriebene Blätter, das eine die wenigen Worte von Dorotheas Hand: Meiner lieben Marita als Erkenntlichkeit für ihre langjährigen, treuen Dienste. Das andere war ein Kaufkontrakt mit Bescheinigung der Baarzahlung für ein Grundstück in der Nähe von Sondrio, das auf die nunmehrige Besitzerin, Marita Cor, übergegangen war. Marita las es mehrmals durch und als sie endlich den Sinn erfaßt hatte, da tanzten die Buchstaben wie feurige Punkte vor ihren Augen, das Blut brauste ihr durch die Adern, dann schien es plötzlich zu erstarren, mit einem dumpfen Schrei sank sie zusammen. Wie lang sie so gelegen, wußte sie nicht, als sie aus der Betäubung erwachte, fiel ein Mondstrahl durch die kleine

Fensterlücke auf die Blätter, die auf dem Boden lagen. Sie las sie auf, das rothe Siegel hob sich wie ein großer Blutstropfen vom gelblichen Pergament ab. „Ja Blut,“ sprach sie schauernd, „so ist es, Simeon ist mit dem Schlüssel nach Mailand verreist, in Mailand sind die besten Eisen Schmiede der Welt. Simeon kehrt nach Sondrio zurück, der Schlüssel klappt, sein Stahl trifft sicher.“

Marita setzte sich endlich auf ihr Bett. Was für Gedanken und Entschlüsse in dieser Stunde durch ihre leidenschaftliche Seele zogen, vernahm niemals eines Menschen Ohr. Sie bemerkte nicht, daß ihr Licht erlosch, sie fürchtete sich auch nicht mehr.

Als die Sonne ihren ersten Strahl auf die Ueberwachte warf, trat Herr Planta polternd in das Gemach, Herr Planta stand immer mit der Sonne auf. „He Marita, schon auf?“ sagte er lachend, „Gilt es so sehr, Gutsbesitzerin in Sondrio zu werden? Nicht wahr, Dorothea trifft immer den Nagel auf den Kopf? Sie muß fort, sagte sie, an einen Ort, wo Niemand weiß, daß sie eine Cor ist, ihr übertriebener Ehrgeiz droht, sie zu verzehren. Und ich sage Dir, Marita, Dein verdammter Hochmuth und jener schwarze Teufel, der Dir dies und jenes weiß gemacht, was er nicht gehalten hat, sind an Allem Schuld. Schau, Marita, würdest Du da bleiben, so bekämeest Du keinen Heller von mir, denn Deine Seele ist voll des schwärzesten Undanks gegen die ganze Welt, aber da Du als Gutsbesitzerin nach Sondrio

kommst, mußt Du doch mit Anstand auftreten, hier, nimm das.“ Herr Planta streckte ihr eine Hand voll Goldstücke entgegen. Marita zog sich davor zurück. „Himmel, wieder Dein verdammtes Hochmuth, soll ich Dich mit dem Degen, mit dem Degen —.“ Marita nahm das Geld und legte es zu Dorotheas Schenkung. Herr Planta entfernte sich vergnüglich schmunzelnd. „Ja, es eilt,“ murmelte sie vor sich hin, „ich muß vor meinem Bruder Simeon in Sondrio sein.“

Sie nahm ein seidenes Tüchlein, das sie einst von Dorothea erhalten hatte, wickelte die Pergamentblätter und die Goldstücke sorgfältig hinein und barg sie an ihrem Busen. Dann verließ sie das Haus und schritt zum Dorf hinaus. Achtlos durchwandelte sie das Thal, achtlos ging sie an den Dörfern, an den Menschen vorüber. Sie machte nirgends Halt, denn sie fühlte weder Hunger noch Durst noch Müdigkeit. Die Nacht überraschte sie auf dem Bernina, als sie den Weg nicht mehr vor sich sah, setzte sie sich auf den kalten Boden und ruhte ein paar Stunden, sie fühlte auch nicht die Kälte, die in dieser Höhe herrschte. Am Morgen bei Sonnenaufgang nahm sie ihre Wanderung wieder auf, im Anfang waren ihre Glieder wie gelähmt, aber bald gewannen sie ihre Elastizität wieder. Die schauerliche Berg-einsamkeit flößte ihr keine Furcht ein und der Anblick bewohnter Stätten jenseits des Berges keine Freude. Seen, Wälder, Dörfer zogen nebelhaft an ihren Sinnen vorüber, in ihrem

gemarterten Gehirn lag nur ein einziges Bild eingegraben und daneben hatte kein anderes Raum — ein Mann mit einem blutigen Dolch in der Hand. Endlich tauchte von ferne eine weiße Häusermasse mit ragenden Thürmen aus dem Grünen, Sondrio. Maritas Herz drohte still zu stehen, sie empfand einen stechenden Schmerz in den Schläfen und knickte zusammen. Aber gewaltsam raffte sie sich auf, schöpfte mit der Hand Wasser aus einem nahen Bach, beneßte ihre Stirn und schlürfte ein paar Tropfen, dann flog sie mehr als sie ging dem Ziel ihrer Reise zu. In fabelhaft kurzer Zeit hatte Marita die Reise von Zuz nach Sondrio zurückgelegt.

Travers und Dorothea waren am vorhergehenden Tage angekommen. Nun saßen sie Hand in Hand auf der Schloßterrasse und ließen ihre Augen über die Gegend schweifen, in der ihnen Alles so neu, so schön vorkam. Alle Sorgen waren in diesem Augenblick von ihnen gewichen und voll froher Zuversicht überließen sie sich dem Gedanken an ihren neuen Wirkungskreis. Da betrat ein Weib von gespensterhaftem Aussehen die Terrasse und sprach, ein Pergamentblatt in der Hand emporhebend, mit überstürzenden Worten: „Der Schlüssel Eures Schlosses ist in den Händen des Herrn Jakobus und meines Bruders, hier, nehmt Eure Schenkung zurück, ich selbst habe —.“ Marita vollendete den Satz nicht, sie wankte und bevor Travers sie auffangen konnte, fiel sie zu seinen Füßen nieder. Das Pergamentblatt

entfiel ihrer Hand und ein paar Goldstücke rollten klingend über die Steinplatten. Travers und Dorothea hoben die Ohnmächtige auf eine Bank und riefen um Hülfe. Dorothea rieb ihr Gesicht, ihre Hände, Marita schlug langsam die Augen auf. Ein voller Lichtstrom drang durch das Grün der Bäume auf die Terrasse und beleuchtete die hohen Gestalten Travers und Dorotheas, die sich mit liebender Sorgfalt um sie bemühten. „Wo bin ich?“ fragte sie verwundert um sich blickend, „ja, nun weiß ich es, Ihr seid zu mir in meine Kammer gekommen. O Herr, laßt mich noch einmal die Worte hören: glaube, hoffe, auch du — wandelst mit uns — durch Nacht — dem Licht entgegen.“

„Dem Licht entgegen,“ wiederholte Travers rasch, welcher ahnte, daß er mit dem letzten Trost nicht zögern durfte.

„Ich danke Euch,“ hauchte Marita, „nun kann ich wieder ruhig schlafen.“ Und sie legte ihren Kopf in Dorotheas Schooß, als ob sie sich zu tiefer Ruhe bette und schloß mit einem beglückten Lächeln die Augen. Unvermerkt schlummerte sie in jenen ehernen Schlaf hinüber, in welchem Erdenqualen und Erdenfreuden das leidenschaftlichste Herz nicht mehr berühren.

In tiefer Erschütterung standen Travers und Dorothea Abends bei der Leiche Maritas. „Sie ist mit einem Geheimniß auf den Lippen gestorben,“ klagte Dorothea.

„Wohl ihr und uns, daß das letzte Wort ungesprochen geblieben ist,“ erwiderte Travers, „so bleibt ihr Bild uns rein erhalten.“

„Ich habe bis jetzt nicht an unsere Sicherheit gedacht,“ sagte Dorothea zögernd.

„Seid ruhig, ich habe alle Vorsichtsmaßregeln getroffen.“

Dann schwiegen Beide, als ob sie sich fürchteten, durch weitere Bemerkungen die Ruhe der Todten zu stören.

Die arme Marita wurde im Garten des Schlosses zu Sondrio begraben und über ihrem Hügel, der durch keinen Namen bezeichnet wurde, wiegte bald eine Cypresse ihr dunkles Haupt.

Im Schatten dieses Baumes sah man in spätern Jahren oft einen ernsten Mann, der in Sinnen versunken, vorübergehende Menschen nicht beachtete und eifrig schrieb! Es war Margadant. Der Tod Maritas hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Zu spät fühlte er, daß ihr Herz so blank wie Stahl, so rein wie Gold durch eine Untreue keine Versöhnung mit dem Leben mehr finden konnte und brechen mußte. Die glühenden Liebeslieder, die er einst an sie gerichtet, schienen ihm eine Entweihung ihrer jungfräulichen Liebesflamme zu sein und er suchte für sie nach erhabenen Tönen, die bis jetzt seiner Muse fremd geblieben waren. An ihrem Grab quollen die Klänge, die er einst von ihrem Kindermund vernommen, die seine Dichterseele so wunderbar

berührt, und darin wie ein verborgener Schatz jahrelang geruht hatten, mächtig herauf und in veredelter Form gab er sie der Welt wieder. Im Schatten der Cypresse des Schloßgartens zu Sondrio dichtete Simon Lemnius Margadant, die Käteis, das Lied von der Galverschlacht. Seine Freunde, die voll Bewunderung die tadellosen, lateinischen Strophen lasen, hatten keine Ahnung, daß der Dichter damit einem unbekanntem, in den trüben Fluthen einer verwilderten Zeit untergegangenen Menschenkind ein Denkmal setzte, das länger als Stein und Erz dauern sollte.

Mehrere Jahre waren vergangen, Travers weilte zum zweiten Mal als Landeshauptmann im Veltlin. Am Thore des Schlosses zu Sondrio stand ein junger Mann in halb weltlichem, halb geistlichem Gewand und wartete auf Einlaß. Die Wache, welche mit seinem Gesuch im Innern verschwunden war, kam zurück und führte ihn in die Gemächer des Landeshauptmanns.

„Philipp Gallicius, seid mir willkommen,“ sprach Travers, dem Eintretenden lebhaft ein paar Schritte entgegengehend. „Ihr kommt unerwartet, was führt Euch in das Land der Madonnen?“

Gallicius blieb an der Schwelle stehen und erwiderte bedeutungsvoll: „Ein Verbannter kommt zu Euch.“

„Dennoch willkommen,“ wiederholte Travers ohne Zögern.

Ein Sonnenstrahl flog über das Gesicht des Gallicius. „Ich danke Euch,“ sprach er rasch und feurig, und trat herein, „ich danke Euch in meiner und noch mehr im Namen der guten Sache.“

Travers hatte Gallicius noch niemals gesehen. Nun ruhte sein Blick mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem Jüngling, dessen Name in Aller Mund war und der so unvermuthet vor ihm stand. Gallicius war eine Erscheinung, welche das Interesse des Beobachters fesseln mußte. Seine scharfgeschnittenen Züge mit dem Ausdruck von Energie, sein durchdringendes Auge und seine stolze Haltung machten ihn zu einem Bild von Kraft und Entschlossenheit. Dem Menschenkenner Travers entging auch der tiefsinnige Blick nicht, der auf ausgeprägtes Geistesleben deutete.

„Philipp Gallicius,“ sagte Travers, indem er diesen zum Sitzen einlud, „als mir einst Margadant die Nachricht brachte, daß ein Mönch zu Wittenberg der Hierarchie den Fehdehandschuh hingeworfen habe, ließ ich mir nicht träumen, daß jener Mönch in unsern Bündnerbergen einen so muthigen Nachfolger finden würde.“

„Wollte Gott, ich könnte unsern Bündnern werden, was jener Mönch seinen Wittenbergern. Vor allen Dingen bringe ich Euch Grüße von Margadant. Er kommt wieder

von Wittenberg, wo er mit Melancthon in Freundschaft lebt und mit Luther sich herumzankt.“

„Wir kennen seine Art, er kann ohne Kampf nicht leben. Erzählt mir aber zuerst, was Cuere Verbannung herbeigeführt hat.“

„Was anders als das freie Wort, das den Priestern so verhaßt ist?“

„Ihr führt schon seit einem Jahr das freie Wort in den drei Bünden,“ sagte Travers lächelnd „und, so viel ich weiß, hat es Euch bis jetzt Niemand gewehrt.“

Im Jahr 1525, als Travers zum zweiten Mal Landeshauptmann im Veltlin wurde, befanden sich die drei Bünde wieder in voller Gährung. Die reformatorische Bewegung, die von Wittenberg und Zürich ausging, warf ihre Wellenschläge bis in die Bündnerberge hinein und rief hier den so leicht entzündlichen Geist der Parteiungen wach. In Zürich wurde Zwinglis Lehre schon im Jahr 1519 angenommen und der katholische Ritus abgeschafft. In den drei Bünden folgten bald Chur und mehrere Gemeinden im Prättigau. In allen Thälern standen muthige Männer auf, welche den alten Gewohnheiten des Aberglaubens den Krieg erklärten und der reinen Gotteslehre, wie sie die neue Glaubensform nannten, Bahn brachen.

Travers war bisher mit größtem Interesse dem Gang der Reformation gefolgt, ohne sich daran zu betheiligen.

Er wußte sehr wohl, was Luther und Zwingli gethan und erreicht hatten, er kannte die Wirksamkeit ihrer Nachfolger in seiner nächsten Nähe, er wußte, daß Philipp Gallicius einer der eifrigsten war und ausdauernd wie Keiner Noth, Armuth und Verfolgung um seiner Ueberzeugungen willen erduldete. Im Stillen liebte und bewunderte er den jungen Mann darum, ohne sich von seinen raschen Erfolgen blenden zu lassen.

Travers bemerkte nun, daß einst Margadant bei einem Gastmahl in Zuz die Würdenträger und Gelehrten des Landes gefragt hatte, ob ihnen der Name Luthers bekannt sei und wie sie Alle seine Frage verneint hatten. „Und nun,“ fügte er hinzu, „stehen die Namen Luther und Zwingli mit Flammenschrift am Himmel der christlichen Welt geschrieben und aller Augen sind nach ihnen gewandt, den Einen sind sie nichts Anderes als flüchtige Meteore, die für die nächste Zeit Verwirrung bedeuten, den Andern ein Sternenpaar, das die dunkle Nacht des Jahrhunderts durchleuchten soll.“

Während dieser Worte suchte Gallicius gespannt in den Zügen des Mannes zu lesen, den zu gewinnen er einen so weiten Weg gemacht hatte. Er wußte nur zu gut, daß eine Erklärung Travers' zu Gunsten der neuen Glaubenslehre im Volke schwerer wog, als der Uebertritt ganzer Gemeinden. Aber Travers brach plötzlich ab und fragte noch einmal voll Theilnahme nach dem Grund seiner

Verbannung. Philipp Gallicius hielt sich bei den Einzelheiten nicht lange auf. Er hatte in mehreren Dörfern des Engadins gepredigt, theils mit Beifall, theils unter heftigem Widerstand. Dem Dekan des Oberengadins war es gelungen, die Behörden gegen ihn einzunehmen, und das Predigen zu verbieten. Gallicius anerkant sich, mit seinen Gegnern in einen offenen Disput über die neue Lehre zu treten, als Antwort wurde die Verbannung über ihn verhängt.

Philipp Gallicius schien durch die Verbannung nicht niedergedrückt, er sprach die Ueberzeugung aus, daß diese durch den Fortgang der Reformation von selbst aufgehoben würde. Er stand nicht als Hülfesuchender vor Travers, sondern als ein Mann, der gewohnt war, der Welt Spenden zu ertheilen, die Gnadenspenden der Wahrheit.

Er kam wieder auf Margadant zurück und indem er aus dessen Leben in Wittenberg erzählte, flocht er scheinbar unabsichtlich ein Stück Reformationsgeschichte ein. Von Luther ging er auf Zwingli über, den er persönlich kannte. In kraftvollen Umrissen zeichnete er das Bild eines Mannes, der über den Irrthümern seiner Zeit stehend, für seine Ueberzeugungen seine ganze Kraft einsetzt und wenn nöthig dieselben mit seinem Blut besiegelt. Die letzten Worte sprach er mit besonderem Nachdruck als Andeutung der möglichen Ereignisse, die aus der kirchlichen Spaltung hervorgehen dürften. Aber Travers lenkte davon ab und veranlaßte ihn, sich über die Bibel auszusprechen, welche die Reformatoren

allein als Autorität anerkannten. Gallicius sprach aus vollem Herzen mit dem Feuer eines Mannes, welcher den unfehlbaren Weg zum Heil gefunden zu haben meint. Travers fühlte sich durch diesen Glaubenseifer wahrhaft ergriffen, aber die Grundsätze, auf die er den ganzen innern Menschen aufgebaut hatte, hatten bei ihm einen andern Stützpunkt, als beim bündnerischen Reformator, sie wurzelten nicht im Glauben, sondern in der Liebe. Auf die Auseinandersetzungen des Gallicius erwiderte er endlich: „Ich beneide Euch, Philipp Gallicius, daß Ihr zu einer Zeit geboren seid, wo der Nachspruch eines Königs der Geister Euch einen Weiser in die Hand gibt, der Eure Haltung und Richtung bestimmt, — die Bibel. Zu meiner Zeit war es anders, ahnungsvoll sahen wir Jünglinge der Zukunft entgegen, unklar lag das Verlangen nach edlen Zielen in unserer Brust, wir haschten nach jedem Lichtschimmer, der sich in der Ferne zeigte, oft war es ein Irrlicht, oft vielleicht der ferne Abglanz einer Morgenröthe, die noch nicht aufgegangen ist. Ob dem vielen Suchen und Erwarten sind wir alt geworden und Schmerzen und Enttäuschungen sind die Meilensteine an unserm Lebenswege, was Wunders, daß Diejenigen, die das Höchste, Beste wollen, in den Mitteln ungenügsam geworden sind und jede Neuerung mit Mißtrauen begrüßen.“

Des Gallicius Gesicht verdüsterte sich zusehends, was Travers da sprach, war nicht viel Anderes als eine Abweisung. „Sollte die Morgenröthe, deren Abglanz schon in

Eure Jugend hineinragte, jetzt nicht aufgegangen sein, sollten die Bestrebungen Eurer Jünglingsjahre nicht die Früchte gezeitigt haben, die wir jetzt ernten?" fragte er.

„Wir ernten noch Nichts, unser armes Land ist unglücklicher als je. Zu den politischen Zwistigkeiten sind die kirchlichen gekommen, auf allen Gebieten herrscht Meinungsverschiedenheit und nirgends erblicke ich den Geist der Liebe und Duldung, welcher die Christuslehre kennzeichnet. Ihr wißt, daß Luther selbst mit dem Beispiel der Duldsamkeit nicht vorangeht.“

„Luther ist allerdings ein ungestümer Charakter, aber eben diesem Ungestüm hat er die Erfolge seines Wirkens zuzuschreiben. Ueberzeugungen kennen keine Rücksichten.“

Travers schwieg. Er wollte den bündnerischen Reformator nicht in einem Namen verletzen, der ihm das Höchste galt.

„Wartet nur,“ rief Gallicius in freudiger Zuversicht, „bis die gährenden Elemente nach diesem gewaltigen Sturm zur Klärung kommen und Ihr werdet sehen, daß Ruhe und Frieden wiederkehren.“

„Wolle Gott, daß Ihr Recht behaltet,“ erwiderte Travers in so schmerzlichem Ausruf, daß Gallicius ihn überrascht anblickte. „Hättet ihr zwanzig Jahre dem Staate gedient, hättet Ihr Gelegenheit gehabt, in die politischen Zustände unseres Vaterlandes einen Einblick zu gewinnen, so wären Eure Hoffnungen vielleicht nicht so hoch gespannt. Glaubt

mir, Philipp Gallicius, nicht aus Gleichgültigkeit enthalte ich mich der Betheiligung am Kampfe der Kirche, ich habe Anderes zu thun, meine Kräfte gehören dem Vaterland.“ Er stand auf und wanderte unruhig im Gemach auf und nieder, „seht“, fuhr er in großer Bewegung fort, „zum zweiten Mal bin ich Landeshauptmann des Beltlins, als ich vor sieben Jahren das Land verließ, geschah es im Glauben, daß mein Nachfolger geübtere Zustände antreffe. Ich täuschte mich, kaum war ich weg, so zeigten sich Aufstandsversuche, ich hatte also Nichts gebessert.“

Gallicius begriff auf einmal, daß die Gedanken des Landeshauptmanns des Beltlins ganz andere Bahnen wandelten, als die seinigen und er fühlte sich in seinem Vorhaben entmuthigt.

Travers führte Gallicius an's Fenster und zeigte auf den Platz vor dem Schloß hinunter, auf welchem viel müßiges, elendes Volk sich herumtummelte. „Seht dieses Volk, das in elenden Hütten wohnt, in Lumpen sich hüllt und heute nicht weiß, wovon es morgen leben soll, es baut uns Paläste, webt uns Purpurkleider und schafft uns Vekerbissen auf den Tisch. Ist das Gerechtigkeit? Es murt im Stillen, tief im Gemüth sitzt ihm das Bewußtsein der Ungerechtigkeit, ohne daß es sich darüber klar werden kann; es fühlt den schmerzenden Dorn und hat keine Ahnung, daß es in seiner Macht liegt, ihn zu entfernen; es ist an Knechtschaft gewöhnt und kann sich nicht helfen.“

„Reicht ihm die Hand, zieht es aus dem Schlamm empor“, erwiderte Gallicius wieder auf sein Ziel zusteuern, „aber nicht durch Gesetze werdet Ihr es erreichen, sondern durch Gedanken, gebt ihm den Gedanken der Freiheit.“

Ueber Travers' Gesicht zuckte es seltsam. „Ihr holt weit aus,“ sprach er in tiefem Ernst. „Gedanken bringen das Menschengeschlecht im Laufe der Jahrhunderte seinen Zielen entgegen, die jetzige Generation geht dabei im Glend unter. Glaubt mir, dieses Volk will weder Gedanken noch Freiheit, es will vorläufig nur Brod.“

Gallicius fühlte, daß er in Travers eine Saite getroffen hatte, die fort und fort ertönte und er fuhr eifrig fort. „Weckt es zur Selbstständigkeit, befreit es von seinen Irrthümern, öffnet ihm die Pforten der Aufklärung, gebt ihm die Reformation.“

„Es wird durch die Pforten der Aufklärung nicht eingehen wollen,“ bemerkte Travers ruhig.

„Rechnet nicht mit dem Augenblick,“ rief Gallicius von innerm Feuer hingerissen, „Ihr könnt dem Volk Rettung bringen, Ihr besißt die Uneigennützigkeit und die Freiheit des Geistes, die Euch zu so hohem Werk befähigen. Legt Euern Rang nieder, brecht mit der Vergangenheit, werdet ein Prediger des Volkes. Nur auf diese Weise bahnt Ihr bessern Zuständen den Weg. Das jetzige Volk könnt Ihr nicht retten, zu tief steckt es in Unwissenheit und Armuth,

denkt an die Zukunft, gebt ihm einen Kompaß in die Hand, an welchem es sich selbst aus der Finsterniß der Zeit emporarbeiten kann, gebt ihm die Reformation.“

„Ihr rathet einem Vater, daß er seine Kinder verhungern lasse, um spätern Enkeln ein glänzendes Erbtheil zuzuwenden. Schritt für Schritt geht die Welt vorwärts, es läßt sich Nichts überstürzen, die Zeit allein hilft.“

Gallicius war nicht der Mann, welcher der Zeit überließ, was er selbst zu überwinden hoffte. Er sprach daher in fast beschwörendem Ton: „Weiset die Reformation nicht ohne Prüfung von der Hand. Vergeßt eine Zeit lang die Noth Eurer Umgebung, die Euern Blick trübt, heißt Euer Herz schweigen und laßt Euern Kopf reden, prüfet die Reformation und bedenkst ihre weittragenden Folgen.“

„Ich habe die kirchliche Reformation, die Ihr anstrebt, geprüft,“ erwiderte Travers, und ich habe gefunden, daß sie auf ihrem jezigen Standpunkt nur ein halbes Werk ist. Gebt mir die Ueberzeugung, daß sie wenigstens den Keim des Guten in sich trägt und ich werde mit Freuden meinen Rang niederlegen und ein Prediger des Volkes werden.“

Ein Strahl der Befriedigung flog über Gallicius Gesicht. Das war mehr, als er unter diesen Umständen erwarten durfte. „Ihr seid der Mann, Euer Versprechen zu halten,“ sagte er, „und ich hoffe zuversichtlich, daß die Welt einst Euern Namen unter den Beförderern der Reformation nennen

wird. An den Früchten werdet Ihr erkennen, daß das Werk, das Luther und Zwingli begonnen und wir nach unsern schwachen Kräften unterstützen, ächt ist.“

„Bis dahin laßt mich meine Wege gehen,“ erwiderte Travers abbrechend und trat vom Fenster zurück. „Wir wollen die Tage Eurer Verbannung freundschaftlich genießen und später, wenn wir uns im Engadin wiedersehen, auf das Werk der Reformation zurückkommen. Und nun bitte ich, begleitet mich zu meiner Hausfrau, die Euch mit Freunden als Landsmann begrüßen wird.“

Philipp Gallicius fühlte, daß für den Augenblick Nichts mehr zu erreichen war, er unterdrückte, was ihm noch auf dem Herzen lag und folgte ihm.

Bevor sie in das Wohnzimmer traten, sagte Travers noch: „Laßt mich hören, ob die Nachrichten, die Ihr aus der Heimat bringt, meiner Gattin auch angenehm sein werden. Wie geht es meinem Schwiegervater?“

„Der alte Herr befindet sich wohl und ist ein Anhänger der neuen Gotteslehre geworden. Zwar hat er mir oft gedroht, er werde mir die Flausen schon austreiben, wenn es sein müsse mit dem Degen, das hindert ihn aber nicht, unsere Versammlungen fleißig zu besuchen und für Abschaffung der Messe zu wirken.“

„Und der gute Pfarrer Rönz?“

„War ebenfalls der Reformation geneigt. Der Tod hat ihn von der schmerzlichen Alternative befreit, sich

entweder von unsern Bestrebungen fern zu halten oder seine geliebten Reliquien aufzugeben. Er war ein aufgeklärter Geist, wie Ihr wißt, aber an seinen Reliquien, besonders an einem gewissen Kreuzesplitter hing er mit der ganzen Zähigkeit seines kindlichen Gemüths.“

„Also gestorben, der gute Freund und Lehrer meiner Gattin, die Nachricht wird sie tief betrüben. Und Frau Katharina?“

„Frau Katharina war nach seinem Tode wie verloren. Seither ist sie in die Fußstapfen ihres Herrn getreten und hat sich von den Heiligen losgesagt, hingegen treibt sie mit den Reliquien und dem Nachlaß ihres Herrn einen abgöttischen Kultus, besonders mit einem großen Folianten, der Odyssee.“

„Ihr versteht nicht nur zu predigen,“ erwiderte Travers lächelnd, „sondern auch zu erzählen, kommt zu meiner Gattin.“

Das voreilige Urtheil über Gallicius wurde in der That bald aufgehoben und er in den Kreis seiner alten Wirksamkeit zurückgerufen. Die beiden Männer fanden während ihres Zusammenseins hunderterlei gemeinsame Berührungspunkte, aber kirchliche Fragen vermied Travers hartnäckig. Kaum war aber Gallicius verweilt, so ließ auch er sein Pferd satteln und ritt nach Fürstenburg, wo gegenwärtig Bischof Paul Ziegler weilte. Ihm war daran

gelegen, mit dem befreundeten Kirchenfürsten das Werk der Reformation zu besprechen, das ihm so viel zu denken gab, und ihn auf die Folgen, die dessen Verbreitung im Land haben mußte, aufmerksam zu machen.

Travers hatte richtig vorausgesehen, die Reformation brachte weder Ruhe noch Frieden in's Land. Kaum schwiegen die innern Fragen, so wurden die äußern rege. Die unaufhörlichen Kriege zwischen Frankreich und dem Herzogthum Mailand hielten die drei Bünde in beständiger Aufregung. Die gefürchteten Eidgenossen und Bündner waren von beiden Staaten viel umworben. Den Bündnern war vor allen Dingen an Sicherung des neu eroberten Beltlins gelegen und sie liehen ihre Waffen am liebsten derjenigen Macht, welche die meisten Garantien dafür bot. Zur Zeit, als Travers Landeshauptmann in Beltlin war, schien dies bei Frankreich der Fall zu sein.

Das Herzogthum Mailand war mehrmals an Frankreich verloren und wieder gewonnen worden. Im Jahr 1524 befand es sich unter der Herrschaft des Herzogs Franz Maria Sforza. König Franz der Erste beschloß es ihm streitig zu machen und warb von Neuem um die Freundschaft der Eidgenossen. Zu dem Zweck ersann er ein durch seine Originalität sehr wirksames Mittel. Er bat die Eidgenossen, seinen jüngstgeborenen Sohn aus der Taufe zu heben.

Diese ernannten zwei Abgeordnete, die bei dem feierlichen Akt zugegen sein sollten und dem Täufling eine schöne Denkmünze mit den Wappen der Länder als Angebinde überbrachten. Somit war die Gebatterschaft besiegelt und der König nannte von da an die Eidgenossen nicht nur seine Bundesgenossen, sondern auch seine lieben Gebattern. Die lieben Gebattern erlaubten ihm dafür, in ihren Ländern viele Tausend Mann zur Wiedereroberung des Herzogthums anzuwerben.

Als die 5000 Bündner, die dazu gehörten, in freudiger Kriegsstimmung ihre Dörfer und Weiler verließen, um sich auf den Kriegsplatz zu begeben, hatten sie keine Ahnung, daß sie selbst am Vorabend eines ernstern Krieges mit einem mächtigen Parteigänger standen und ihre Waffen zu eigener Vertheidigung brauchen sollten. Der nächste Weg zur Vereinigung mit ihren Kriegsgenossen führte sie über den Comersee. Am Eingang des Sees befand sich das feste Schloß zu Müß unter der Obhut des Kastellans Johann Jakob von Medicis. Dieser war ein ehrgeiziger Mann, der sich schon lange mit der kühnen Hoffnung herumgetragen hatte, den Bündnern das Veltlin, Cleven und die drei See- gemeinden zu entreißen, um sich eine Markgrafschaft daraus zu machen. Der Zeitpunkt schien ihm günstig, seine Pläne auszuführen. Um die Bündner unschädlich zu machen, ließ er alle Schiffe vom Comersee entfernen und zwang sie auf diese Weise, den langen und beschwerlichen Landweg einzuschlagen.

Als sie in gehöriger Entfernung waren, bemächtigte er sich sofort der drei Seegemeinden. Herzog Sforza war über diesen Vorgang hoch erfreut und belohnte den Kastellan mit der Verwaltung über den See und über Stadt und Schloß Cleven, im Fall es ihm gelingen würde, auch letztere zu gewinnen. Das gelang ihm in der That. Die Umfangsmauer des Schloßes war in letzter Zeit durch den Fluß beschädigt worden. Durch eine Mauerlücke drangen in einer Nacht zweiundzwanzig Mann in das äußere Kastell und nahmen den spät heimkehrenden Kommissar gefangen und bemächtigten sich der Burgschlüssel.

Als die friedlich schlummernden Clevner am Morgen erwachten, hatten sie keine Ahnung, daß sie über Nacht den Herrn gewechselt hatten. Erst im Laufe des Tages schöpften sie Verdacht und vierzig ihrer angesehensten Bürger begaben sich nach der Burg, um sich nach dem neuen Stand der Dinge zu erkundigen. Sie wurden als Gefangene zurückgehalten. Nun benachrichtigte die erschreckte Bevölkerung die Bündner vom Vorgefallenen. Die zunächst angrenzenden Bergeller begaben sich gleich nach dem Schauplatz, stellten sich vor dem Schlosse auf und forderten die Herausgabe der Bürger. Aber auch der Kastellan von Müß eilte mit Mannschaft heran und verbreitete durch sein plötzliches Hereinbrechen eine solche Ueberraschung, daß die schlecht bewaffneten Bergeller zurückwichen. Ohne Schwertstreich bemächtigte er sich der Stadt. Dann kehrte er nach den

drei Seegemeinden zurück, wo er Verstärkung durch den Herzog Sforza erwartete, um das Veltlin zu erobern. Die versprochenen Truppen trafen gleich unter Anführung des Grafen d'Arco ein. Beide im Verein drangen in das Veltlin und nahmen auch hier, ohne auf Widerstand zu stoßen, Morbegno. Als sie so leichtes Spiel fanden, kehrte der Kastellan von Müß unbesorgt nach Cleven zurück, um hier auf seinen Lorbeeren zu ruhen. Aber es kam anders als er erwartet hatte.

Travers befand sich unterdessen beim Bischof Ziegler in Fürstenburg. Er hatte den Bischof als einen gebrochenen Mann wiedergefunden, der keinen Muth hatte, den Kampf mit der Reformation aufzunehmen und den Entschluß gefaßt hatte, sein Amt in andere Hände niederzulegen. Als ein Bote Travers die Nachricht vom feindlichen Ueberfall brachte, ließ er sein Pferd satteln und kehrte in forcirtem Ritt in's Veltlin zurück. Kaum nahm er sich Zeit, Dorothea zu begrüßen, die, bleich und gefaßt, ihn mit der eiligst zusammengerafften Mannschaft dem Feind entgegenziehen ließ. Travers hatte in Morbegno das gleiche Glück, wie der Kastellan von Müß in Cleven. Graf d'Arco, durch sein unerwartetes Erscheinen erschreckt, räumte ohne Kampf das Feld und Travers zog unter dem Jubel der Menge in die Stadt ein.

Unterdessen drang die Nachricht vom feindlichen Einfall über die Berge. Die Bündner hätten ihre alten Triebe

verleugnen müssen, um nicht in wilder Kampfeslust aufzulodern. Ohne sich lange zu besinnen, rückten sie in drei Truppenabtheilungen über Bernina, Septimer und Splügen in die Unterthanenlande ein. Vor allen Dingen galt es, Cleven den Händen des Feindes zu entreißen. Zu dem Zweck mußte sich die Mannschaft, die über den Septimer kam, mit derjenigen, die ihren Weg über den Splügen genommen, in der Ebene unterhalb Cleven vereinigen. Den Gemäsen gleich kletterten sie an jähren Abgründen den Felsengräten vorbei, durchmaßten Schneefelder und gefährvolle Schutthalden und erreichten, vom Feind unbemerkt, die Ebene unter Cleven. Der Feind wagte einen Ausfall, wurde aber mit einem Verlust von hundert Todten zurückgeschlagen. Unmittelbar nach diesem günstigen Anfang kam die Nachricht an die Bündner, daß zu Niva mehrere Schiffe mit Hülfsmannschaft und Munition für Cleven angekommen seien. Sofort begaben sie sich dorthin und an den Ufern des See's entspann sich ein hitziges Gefecht, bei welchem die Bündner vollständig Sieger blieben. Der Boden war bald mit achthundert Feindesleichen bedeckt und die Ueberlebenden suchten sich durch Flucht auf den Schiffen zu retten.

Der Kastellan von Müß gab sein Spiel nicht verloren und versuchte mit Graf d'Arco einen zweiten Einfall in's Belflin. Die Bündner zogen ihm entgegen. Bei Dubino hinter einem Hügel empfing er sie mit einem Kugelregen. Die Bündner stuzten keinen Augenblick, mit der Wucht

wandelnder Felsstücke stürzten sie sich auf die leichtfüßigen Südländer, sprengten ihre Reihen und trieben sie in die Flucht. In wilder Hast eilten diese dem See zu, Vierhundert wurden unterwegs erschlagen und noch viel mehr fanden in den Wellen ihr Grab. Die Anführer waren unter den wenigen Geretteten.

Der Kastellan von Müß fand unter diesen Umständen für gut, seine Sache auf dem Weg der Unterhandlung auszufechten und bot den Bündnern einen dreimonatlichen Waffenstillstand an, den sie unbedenklich annahmen. Um schneller zu ihrem Ziel zu kommen, ernannten sie Abgeordnete, welche direkt mit Herzog Sforza in Verbindung treten sollten. Dem Landeshauptmann des Veltlins, der bisher die Vertheidigung des ihm anvertrauten Landes mit ebenso viel Muth als Geschick geleitet hatte, wurden noch fünf angesehenere Männer aus den drei Bünden beigegeben. In Cleven trafen sie zusammen und unternahmen gemeinschaftlich ihre Reise nach Mailand, nachdem sie das von Herzog Sforza übliche freie Geleit erhalten hatten.

Es war Abend, als sie den See erreichten. Die Abgeordneten waren voll froher Hoffnung und betrachteten ihre Sache für gewonnen. Das Schloß zu Müß mit seinen Zinnen leuchtete, von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen, wie eine ungeheure Goldkrone aus seiner dunkeln Umgebung hervor. Travers hegte für den Kastellan von Müß, der auf unehrliche Weise zu seiner jetzigen Stellung

gekommen war und vor den unehrlichsten Mitteln nicht zurückscheute, um höher zu steigen, eine tiefe Verachtung im Herzen. Gern wäre er einem Zusammentreffen ausgewichen, aber die Abgeordneten konnten es nicht vermeiden, mit ihm über ihre gemeinschaftlichen Interessen Rücksprache zu nehmen, bevor sie Mailand erreichten.

Johann Jakob von Medicis kam den Bündnern mit ausgezeichnete Höflichkeit entgegen, vor Allen zeichnete er Travers aus, von dessen Verwaltung im Veltlin er so viel Rühmliches gehört hatte, daß er ihn zum Vorbild nehmen wollte. Travers hörte den anzüglichen Scherz, der eine so ernste Sache mit so viel Frivolität behandelte, mit kalter Zurückhaltung an. Dies hinderte den Kastellan nicht, ihn bei dem verschwenderischen Mahl, das er den Abgeordneten bereitete, den Ehrenplatz neben sich einzuräumen und von seinen Eroberungsgelüsten als von etwas ganz Harmlosem, von den Umständen Gebotenem zu sprechen.

In den Unterhandlungen kamen sie nicht weit, da der Kastellan erklärte, alle wichtigen Entscheidungen dem Herzog Sforza zu überlassen. Die vielen Freundschaftsversicherungen des Kastellans machten auf Travers einen peinlichen Eindruck und er fühlte seine alte Abneigung gegen ihn verstärkt. Am folgenden Morgen war er daher froh, als er dem Schloß den Rücken kehren konnte. Im letzten Augenblick wurde ihm noch eine Ueberraschung zu Theil, die ihn auf das Unangenehmste berührte. Unter den vielen Neugierigen am Ufer,

welche der Abfahrt der Schiffe zusahen, bemerkte er einen Mann, der ihm schon gestern auf dem Schloß begegnet und ihm bekannt vorgekommen war. Der Mann trug trotz der Hitze des Tages einen Mantel mit überhängender Kapuze, aus welcher ein paar graue, stechende Augen hervorsahen, die nun voll auf ihn gerichtet waren. Er erkannte auf einmal diese Augen, die schon früher mit dem Ausdruck tödtlichen Hasses auf ihm geruht hatten. Er hatte den Mann weit weg gewähnt unter den Fahnen desjenigen Herrn, der am besten bezahlte. Die übrigen Abgeordneten hatten keine Ahnung von den Besorgnissen ihres Gefährten und setzten ihre Reise in fröhlicher Stimmung unter dem Geleite eines Bruders des Kastellans auf reichgeschmückten Schiffen fort.

Aber in Mailand wurde ihnen ein Empfang zu Theil, wie er demüthigender nicht hätte sein können. Als der Herzog hörte, daß sie keine Vollmacht zur Verlängerung des Waffenstillstandes hatten, wurden sie gar nicht vorgelassen. Ueber eine solche Behandlung empört, zögerten sie keinen Augenblick ihre Heimreise anzutreten. Auf dem Comersee wurde ihnen erst klar, welche verrätherische Schlinge ihnen durch den Waffenstillstand gelegt worden war. Sie wurden auf ihren Schiffen von Bewaffneten überfallen, geknebelt und auf das Schloß von Müß gebracht. Der Kastellan ließ seine Maske fallen und empfing sie mit Hohn und Spott.

Travers stand, obwohl gefesselt, in edler Haltung vor seinem Ueberwältiger da und sagte furchtlos: „Es macht Euch und dem Herzog wenig Ehre, Eure Feinde durch Hinterlist in die Hände zu bekommen. Im Namen des Kriegsrechts, im Namen der Unverletzlichkeit jedes ehrlichen Waffenstillstandes fordere ich von Euch unsere Freiheit.“

„Ihr fordert Eure Freiheit?“ erwiderte der Kastellan verächtlich. „Fordert sie, wenn Ihr wieder den Degen in der Hand habt. Das wird aber erst geschehen, wenn das Beltlin mir gehört und Ihr zwischen Cuern Engadinerbergen über Euer verrätherisches Verfahren gegen Herzog Sforza nachzufinnen Zeit hat.“

Travers zuckte innerlich zusammen, des Kastellans Worte hatten eine wunde Stelle getroffen. Dennoch erhob er stolz das Haupt und erwiderte: „Ein Mann, der sich soeben einer solchen Handlungsweise schuldig gemacht hat, hat kein Recht, eine ganze Nation des Verraths zu bezichtigen. Meine persönliche Ansicht über unser Verfahren gegen den Herzog kann Euch gleichgültig sein, des Volkes Meinung aber ist die: daß es derjenigen Macht seinen Arm leiht, welche es in seinem Recht beschützt und dies geschieht gegenwärtig am besten durch Frankreich.“

„Fort mit Euch,“ schrie der Kastellan, dem diese kühne Sprache alle Fassung raubte, „fort mit Euch an einen Ort, wo Ihr meine Pläne nicht mehr durchkreuzt, fort mit Euch in meinen tiefsten Kerker.“

Die Gefangenen erbleichten. Die Kerker des Schlosses zu Müß waren verrufen. Man sagte, daß Keiner, der ihre Schwelle überschritt, jemals des Tages Licht wieder sah.

„Wir sind in Eurer Gewalt,“ erwiderte Travers würdevoll, „aber ich warne Euch, Euch nicht blindlings von Eurer Wuth leiten zu lassen. Die Bündner werden die Schmach, die Ihr ihnen mit der Gefangennahme ihrer Abgeordneten angethan habt, nicht ungerächt lassen und alles Schlimme, das Ihr uns zufügt, fällt auf Euer Haupt zurück.“

„Die Bündner sind weit und der Ruf aus den Kerkern zu Müß dringt schwerlich bis zu ihren Ohren.“

„Die Bündner sind weit, aber Ihr Arm reicht, wie Ihr wißt, von Ihren Bergen bis zum Comerjee und sollte er nicht stark genug sein, die Kiegel der Kerker zu Müß zu sprengen, so werden ihnen die Eidgenossen, so wird ihnen Frankreich beistehen.“

Die unerschütterliche Ruhe, mit welcher Travers sprach, verfehlte nicht, auf den Italiener, welcher selbst in der leidenschaftlichsten Erregung seinen Vortheil nicht vergaß, Eindruck zu machen. „Laßt mit Euch reden, Travers,“ sagte er, „es fällt mir nicht ein, Euch allein für den ungerechten Krieg, den die Bündner gegen mich führen, verantwortlich zu machen, erwirkt mir bei den drei Bünden die Erlaubniß, das Schloß zu Cleven zu verproviantiren, und Ihr seid frei.“

„Hört auf, uns zu beschimpfen,“ rief Travers auf-  
flammend, „vergeßt nicht, daß Ihr Bündner und nicht  
Verräther vor Euch habt.“

„Ich kenne meine Leute,“ erwiderte der Kastellan höhniſch,  
„Meineid und Verrath ſind Geſchwisterkinder. Wie lange  
iſt es her, daß Ihr zu den Fahnen des Herzogs geſchworen  
habt?“

Wieder zuckte es in verhaltenem Schmerz über Travers’  
Geſicht. „Dreizehn Jahre ſind es, daß wir einem Herzog  
Sforza das Herzogthum Mailand erobert haben, ſein Nach-  
folger ſcheint es vergeſſen zu haben, ſonſt würde er uns  
nicht eine ſo ſchmählliche Behandlungsweiſe angedeihen laſſen.“

„Beſinnt Euch, was Ihr ſagt, noch einmal frage ich  
Euch, wollt Ihr uns die Möglichkeit verſchaffen, das Schloß  
zu Cleven zu verproviantiren oder nicht?“

„Das Schloß zu Cleven wird in die Hände der Bündner  
fallen, bevor Ihr Zeit hättet, es zu verproviantiren.“

„Fort mir aus den Augen,“ ſchrie der Kastellan von  
neuer Wuth übermannt. „Hieher, ihr Kerkermeiſter, führt  
dieſe Böſewichte an den Ort, der ihnen beſtimmt iſt.“

Die Gefangenen wurden in ihren Feſſeln abgeführt.

„Travers,“ rief ihnen der Kastellan höhniſch nach,  
„Ihr ſeid ein berühmter Mann, ich will Euch an Ehre  
Nichts fehlen laſſen, mein erſter Kerkermeiſter ſoll Euer  
Wächter ſein.“

Dieser, ein halb verummter Mann, stellte sich eiligst an der Seite seines Gefangenen auf, als sei er bereit, auf jeden seiner Winke zu achten. Bevor er die Zelle hinter ihm abschloß, hob er ein wenig die Kapuze, die sein Gesicht bedeckte und sagte romanisch: „Freut Euch, Herr Landammann Travers. Ihr habt einen Landsmann zum Kerkermeister.“

Travers erwiderte ruhig ohne aufzublicken: „Simeon Gor, triumphire nicht zu früh, auch Deine Stunde wird einst schlagen.“

Als er sich allein befand, sank er ermattet auf sein elendes Strohlager nieder und rief, die Hände gegen den schwachen Lichtschimmer erhebend, der durch eine schmale Mauerlücke drang: „O Dorothea, wie wirst du es tragen!“

Am gleichen Tag wurden harmlose Bündnerreisende auf der Landstraße aufgefangen und in einen Thurm geworfen.

Ein Schrei der Entrüstung ging auf diese Nachrichten hin durch die drei Bünde. Wie ein Mann erhoben sich die Bündner, um den Verrath des Kastellans zu rächen. Unter unfäglichen Mühen schleppten sie zwei Feldstücke vom Schlosse Misor über den Vogelberg nach dem Rheinwald und von da über den Splügen nach Cleven und begannen damit, das Schloß zu beschießen. Der Kastellan und die Besatzung des Schlosses hatten an die Möglichkeit dieses Transportes nicht geglaubt und mit Schrecken nahmen sie die Verwüstung

wahr, welche die zwei Ungethüme in den Mauern des Schlosses anrichteten, das für uneinnehmbar galt. Was aber ihr Unglück voll machte, das war einer jener Zufälle, die sich nicht voraussehen ließen und die doch so oft in das Leben des Einzelnen, wie in dasjenige ganzer Völker bestimmend eingreifen. Der Herzog Sforza fiel in die Hände des Feindes und wurde gefangen weggeführt. Somit hatte seine Herrschaft ein Ende.

Der Kastellan von Müß war nun auf seine eigenen Kräfte angewiesen, und er beschloß, noch einen letzten Versuch zu machen. Zum drittenmal rückte er mit 1500 Mann die Adda hinauf in's Beltlin. Einer seiner Hauptleute führte 500 Musketiere durch ein Seitenthal, das bei Morbegno ausmündet, in der Absicht, sich hier mit dem Hauptheer zu vereinigen und die Stadt zwischen zwei Feuer zu nehmen. Ihr Plan mißlang und sie wurden in die Flucht geschlagen.

Unter diesen Umständen fand endlich die Uebergabe des Schlosses Gleven statt. Die Bündner jubelten, sie waren wieder Herr im Land. Aber ohne einen kleinen Vortheil wollte sich der schlaue Kastellan von Müß nicht heimschicken lassen und es gelang ihm, den Bündnern 11,000 Kronen für Auslösung ihrer gefangenen Abgeordneten zu erpressen.

Nach halbjähriger harter Kerkerschaft schlug diesen die Stunde der Erlösung.

Es war ein milder Septemberabend, als sie ihren dumpfen Kertern entstiegen und im Bewußtsein ihrer wieder gewonnenen Freiheit mit Wohlbehagen die reine Luft einathmeten, die über den See strich. Der Mond verschwand bald hinter silberumsäumten Wolken, bald trat er wieder hervor und beschien mit zitternden Lichtern die Landschaft, die in unbestimmten Umrissen wie ein Geheimniß vor ihnen dalag. Wie ein düsteres Geheimniß! Denn die dunkeln Farben des Südens erschienen in geringer Entfernung als undurchdringliche Nacht, die unruhigen Schatten der Kastanien- und Feigenbäume glitten auf dem bewegten Wasserspiegel wie belebte Wesen hin und her, und das zinnengekrönte Schloß zu Müß starzte wie ein unheimliches Ungeheuer in die Dunkelheit hinaus. Am Ufer schaukelten die Barken, die zur Aufnahme der Freigelassenen bestimmt waren.

Wieder bereitete der Kastellan den Bündnern ein reiches Gastmahl und erwies ihnen zum Abschied die Ehre, die geladenen Gästen gebührt. Aber die Speisen blieben unberührt und seine Höflichkeit unerwidert. Die Bündner beeilten sich, den Ort des Verraths so bald als möglich zu verlassen. Beim Einsteigen strauchelte Travers und dieser kleine Umstand gab ihm zu denken, daß der Kastellan eine recht sonderbare Stunde zur Abreise seiner Gefangenen gewählt hatte. Denn hätten sie das Gastmahl abgehalten, so hätten sie in tiefster Nacht die Fahrt über den See machen müssen.

„Wo sind meine Gefährten?“ fragte er ganz verwundert, als er sich im Schiff allein sah.

„In den zwei andern Barken,“ erwiderte der Schiffer, der beim Loslassen der Kette ein Hinderniß gefunden hatte und mit der Abfahrt zögerte, „wir werden sie bald einholen.“

Gleich darauf tanzte die Barke auf den Wellen und strebte den zwei andern nach. Mechanisch folgte Travers den Bewegungen der Schiffer und lauschte dem taktmäßigen Auf- und Niederschlagen der Ruder. Da zertheilte der Mond plötzlich die Wolken und beleuchtete wie mit Tageslicht die Barke und ihre Insassen. Travers' Auge haftete verwundert an der feinen, weißen Hand des einen Schiffers, welche ungeschickt das Ruder handhabte. Seine Verwunderung wuchs, als er am Mittelfinger einen Strahl aufblitzen sah, der viel eher einem Feuerfunken, als einem Wassertropfen glich, das Spiel wiederholte sich, Travers hatte keinen Zweifel, daß der Strahl von einem geschliffenen Stein herrührte. Nun erkannte er auch einen eigenthümlich geformten Ring, der den Edelstein einfaßte. Er, der Furchtlose, der vor der blinden Wuth des Rastellans keinen Augenblick seine Ruhe verloren hatte, erbleichte. Ein Blick auf die vorangeeilten Schiffe belehrte ihn, daß die Entfernung zu groß war, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu erwarten. Langsam trat er aus der Mitte des Schiffes gegen den Rand und stellte sich hier aufrecht, als ob er den Rundblick auf seine Umgebung genießen wolle. Unter dem

Mantel umfaßte er fest den Griff seines Degens und zog ihn geräuschlos aus der Scheide, dann löste er die Spange seines Mantels, daß dieser bei der geringsten Bewegung fallen mußte.

„In die Mitte, wenn es beliebt,“ rief der andere Schiffer, seinen Kopf aus der Umhüllung erhebend, in welcher er bisher tief gesteckt hatte, „das Schiff kommt in's Schwanken.“

Travers antwortete nicht, aber seine Blicke ruhten durchbohrend auf den beiden Gestalten, als ob ihm kein Augenblinzeln derselben entgehen sollte.

„In die Mitte, Herr, oder Ihr fallt in's Wasser,“ wiederholte der Schiffer drohend.

Travers ließ einen raschen, durchdringenden Pfiff erschallen. „Nein, Herr Jakobus und Simeon Cor, nicht in die Mitte von Mördern, wollt Ihr den Kampf wagen, so kommt zu mir heran.“

Simeon Cor erhob das Ruder zum Schlage. Travers hatte den Fall vorhergesehen und sprang ihm unter dem Ruder hinweg mit entblößtem Degen an den Leib. Er verwundete ihn am Arm, daß ihm das Ruder entsank. „Simeon Cor, ich hätte ebenso gut Dein Herz treffen können, strecke die Waffen,“ rief er ihm mit donnernder Stimme zu.

Herr Jakobus verleugnete in diesem Augenblick seine Feigheit nicht. Er hatte gewähnt, den Ahnungslosen durch

seinen Helfershelfer im Dunkeln niederzuschlagen zu lassen, und als sein Name so unvermuthet durch die Stille der Nacht klang, da fiel er wie vom Blitz getroffen nieder und hatte nicht einmal den Muth, das Ruder zu erheben, geschweige denn, seinen Degen zu entblößen. Nicht so schnell verlor Simeon Cor die Geistesgegenwart. Er ergriff das Ruder mit der andern Hand und schrie Herrn Jakobus zu: „Feigling, Ihr habt den Anschlag gemacht, nun helft.“ Herr Jakobus erhob sich an allen Gliedern zitternd und holte über dessen Schulter hinweg zum Schlage aus. Travers faßte seinen Degen rasch zwischen die Zähne und stieß Beide mit der vollen Wucht seines Körpers zurück. Herr Jakobus verlor das Gleichgewicht und fiel rückwärts, beim Fallen klammerte er sich an seinen Helfershelfer.

Es war geschehen, sie waren Beide über Bord gestürzt.

Travers befand sich allein auf dem heftig schwankenden Schiff, kaum hörte er die Ruderschläge der Schiffe, die auf seinen Hülfseruf herbeieilten. „Ewiger Gott, du hast gerichtet,“ sprach er, den Blick zum Himmel erhebend. Seine Gefährten bestürmten ihn mit Fragen.

„Die beiden Mörder liegen da unten,“ erwiderte er in einem Ton, der die tiefste Seelenqual verrieth, mögen sie vor dem Richterstuhl Gottes die Gnade finden, die sie vor der weltlichen Gerechtigkeit verwirkt hatten. Fraget nicht weiter.“

Von Zernez aufwärts wanderten zwei Männer in gemächlichem Reiseschritt durch den Tannenwald, der sich an den Abhängen der beiden Kettenzüge hinzieht, die das Engadin einrahmen und hier eng zusammentreten. Der Wald war lang und finster, aber die Reisenden beachteten es nicht, so sehr waren sie in ihre gegenseitigen Mittheilungen vertieft. Beide waren vom Münsterthal gebürtig und kannten sich von Jugend auf, der Eine kam nun vom Unterengadin, der Andere vom Münsterthal, am Fuße des Ofenberges waren sie nach Uebereinkunft zusammengetroffen, um gemeinschaftlich nach dem Oberengadin zu reisen.

„Ich sehe Euch für keinen unparteiischen Berichterstatter an, Margadant,“ sagte sein Reisegefährte, ein Mann, dessen halb weltliche, halb geistliche Tracht den reformirten Prediger verrieth. „Die Streitigkeiten, die Ihr mit Luther gehabt, haben Euern sonst so scharfen Blick getrübt, deßwegen laßt Ihr ihm keine Gerechtigkeit widerfahren.“

„Gerechtigkeit so viel Ihr wollt, er ist ein mächtiger Streiter und Bahnbrecher und der Reformation hat er eben so gut durch Fluchen als durch Beten auf die Beine geholfen, aber als Mensch reicht er an unsern Zwingli nicht heran. Luther ist ein Vulkan, der nebst prächtigen Feuergarben Steine und Schlacken auswirft, Zwingli ist die Sonne, die mit wohlthätigem Licht die Welt erwärmt und verjüngt. Ach, daß diese reine Kraft so schnell dahinsinken mußte.“ Margadant, der bisher in munterm Ton gesprochen, senkte

plötzlich seine Stimme und seine Züge verriethen einen ungewöhnlichen Ernst. Auch der Geistliche unterließ es, für Luther, den er sonst als das Beispiel aller Tugenden pries, eine Lanze einzulegen und bestätigte somit den Vergleich zwischen den Reformatoren. Die Reisenden gingen schweigend neben einander her und widmeten dem großen Todten der Kappeler Schlacht Gedanken der Verehrung und Trauer.

Nach einer Pause wandte sich Margadant wieder an seinen Reisegefährten und sprach, den vorigen muntern Ton aufnehmend: „Unterdessen waltet Luther in Wittenberg wie Gott will oder vielmehr wie er will, denn trotz seiner Gottesfurcht fürchtet er, wie Jedermann bekant, den Teufel viel mehr als Gott. Ihr fragt mich, was er mir<sup>o</sup> gethan? Was er mir gethan, ist für die Reformation von keiner Bedeutung, selbst wenn er seine Absicht erreicht hätte, meine Zukunft zu vernichten. Das ist ihm nun nicht gelungen. Wie Ihr seht, habe ich mich rechtzeitig aus dem Staub gemacht und habe hier einen Gönner gefunden, der in den drei Bänden mehr gilt, als ihre Unfehlbarkeiten Luther zu Wittenberg und der Papst zu Rom.“

„Ihr habt Euerm Gönner den Grund Eurer Streitigkeiten jedenfalls schon mitgetheilt? fragte der Geistliche gespannt.

„Habe nicht ermangelt.“

„Und was hat er darauf erwidert?“

„Nun, was soll ein weiser Mann anders darauf antworten, als daß diese Reformatoren ebenso intolerant sind wie der Papst zu Rom?“

„So laßt mich auch hören, was Euch von Wittenberg fortgetrieben hat.“

„Was mich fortgetrieben, hat mit der Weltgeschichte Nichts zu thun, das kann ich Euch versichern. Ich ließ zwei Bücher Epigramme drucken und widmete sie dem Erzbischof und Kurfürsten von Mainz, dem Beschützer der freien Künste und überhaupt alles Schönen, was es auf Erden gibt. Die Epigramme enthielten nichts Anstößiges weder für Luther noch für sonst Jemand. Ich hatte sie vor dem Druck Melancthon, \*der mir freundlich gesinnt ist, vorgelegt und dieser hatte daran Nichts auszufehen gefunden. Aber Luther konnte es nicht verwinden, daß ich mein Werk einem Kirchenfürsten und Gegner der Reformation widmete. Ohne viel Federlesens zu machen, befahl er, den Magister einzusperrern wie ein Schülerlein, das sich gegen die Regeln der hohen Schule vergangen hat. Darauf ließ er ein Pamphlet gegen mich vom Stapel, in welchem er seinem Zorn, seinem Aerger in maßlosen Ausdrücken Luft machte. Es ist bekannt, daß die Keulenschläge Luthers seine Umgebung in Schrecken versetzen, wenn sie auch nicht immer richtig treffen. Die ganze hohe Schule gerieth meinetwegen in Alarm und ich wurde wie der Gottseibeiuus gemieden. Für mich ging eine böse Zeit an, meine Freunde riethen zur Flucht, ich war

so thöricht, dem Rath zu folgen und begab mich zum Erzbischof Albert von Mainz, wo ich freundliche Aufnahme fand. Unterdessen wurden meine Bücher in Wittenberg verbrannt, wie diejenigen eines Ketzers und der entwichene Magister wurde zur Relegation in Contumaz verurtheilt. Ich habe Luther weder durch Wort noch That angegriffen und bin unschuldig gestraft worden," fuhr Margadant zornig fort, „aber warte, Du Eisenkopf zu Wittenberg, ich habe so scharfe Waffen wie Du und kenne Deine verwundbare Stelle. In Basel wird eine neue Ausgabe meiner Epigramme erscheinen und ich werde dem unschuldigen Kraut Salz und Pfeffer hinzufügen, daß Du es bis Wittenberg schmeckst.“

„Ich zweifle nicht an Euerem guten Willen, Luthern Kraut und Suppe und Reformation zu versalzen," erwiderte sein Begleiter mit scharfer Stimme. „Auch muß ich Euch tadeln, daß Ihr als Anhänger der Reformation Euer Werk dem Erzbischof von Mainz gewidmet habt. Solche Streitigkeiten im Schooße der Reformation dienen überhaupt nicht dazu, dieser im Volke die Ehrfurcht zu verschaffen, die ihrer Verbreitung dienlich ist und ich gebe Euch den Rath, in unserm Land das ganze Vorkommniß zu verschweigen.“

„Das heißt mit andern Worten," versetzte Margadant mit listigem Augenblinzeln, „Johann Travers von Zuz, auf dessen Eroberung Ihr heute wieder einmal ausgeht, darf durchaus nicht erfahren, daß im Schooße der Reformation Zank, Streit, Neid und Verfolgungssucht herrschen. Bester

Freund, ich bin ein Poet, kein Reformator und widme meine Verehrung nächst meinem Freund und Gönner Travers auch dem gelehrten und wohlverdienten Erzbischof von Mainz und verschiedenen andern Personen, die nicht zur Reformation gehören. Auch bin ich ein natürlicher Feind alles Unschönen und Gehässigen, als das sind Zank, Streit, Neid und Verfolgungssucht im Schooße der Reformation und an andern Orten. Darum spart Eure Ermahnung und widmet sie Euern Amtsgenossen, die durchaus nicht mit dem Beispiel der Einigkeit und Bruderliebe vorangehen. Ich erinnere Euch nur an die kirchliche Disputation zu Süß, welche den Planzer Artikel über Religionsfreiheit bestätigen sollte, trug sie vielleicht den Stempel der Liebe und Duldsamkeit an sich, welche das Evangelium vorschreibt? Ich erinnere Euch auch daran, daß ein Laie es war, der in die erhitzten Gemüther Befänftigung brachte und durch seltene Klarheit und unbestechlichen Gerechtigkeitsinn das Für und Wider der Parteien abwog, daß sie einander die Waagschale hielten. Ich war nicht dabei, aber vielleicht erinnert Ihr Euch, wer dieser Laie war.“

„Travers war es,“ erwiderte sein Begleiter dumpf. „Es ist wahr, Travers durchschaut mit scharfem Blick die Schwächen der Parteien und er hat den Fehler, daß er das Werk dafür verantwortlich macht. Travers ist leider für die Reformation noch nicht reif.“

„Ehrwürdiger Herr,“ sprach Margadant lachend, „wir wollen den Satz umkehren und sagen: die Reformation ist

für Travers nicht reif. „Ja,“ fuhr er ernst werdend fort, „reingt die Reformation von ihren Schlacken, reicht dem Volk das lautere Gold des Evangeliums und Ihr werdet sehen, es greift begierig darnach und hält es fest wie einen verloren geglaubten und wieder gefundenen Schatz. Aber wenn Ihr sein Mißtrauen nicht erregen wollt, so laßt allen Parteihader bei Seite und reicht es ihm mit reinen Händen.“

„Ihr habt Recht,“ erwiderte der Geistliche zu Margadants Verwunderung, „wir Jünger des großen Meisters, welcher der Welt die Botschaft der Liebe gebracht hat, vergessen im übergroßen Eifer für unsere Sache sehr oft, diese Botschaft in's Werk zu setzen. Aber was Ihr von uns verlangt, das thun wir ja, wir bestreben uns, der Botschaft die Reinheit wieder zu geben, die ihr im Laufe der Zeiten verloren gegangen ist. Wohl gerathen wir dabei nach Menschenart auf falsche Wege, wohl greifen wir im Bewußtsein unserer Unzulänglichkeit nach falschen Waffen, aber wenn das Werk gelingt, so wird die Nachwelt dennoch die Männer segnen, die aus dem Wust des Aberglaubens den reinen Schatz gehoben haben.“

Margadant fühlte sich durch die große Bescheidenheit, mit welcher der Geistliche sprach, entwaffnet und fand kein Wort des Tadel's mehr gegen die Reformatoren, selbst das Verfahren Luthers gegen ihn erschien ihm in einem milderen Licht. Schweigend setzten nun Beide ihre Reise fort.

Der Geistliche hatte mit einer schönen Vergangenheit gebrochen, um ein Streiter des Herrn zu werden, er hatte Noth, Armuth und Verfolgung auf sich genommen, um der Welt die Wohlthaten der reinen Christuslehre zu geben. Aber keinen Augenblick sehnte er sich nach dem zurück, was er aufgegeben. Er fühlte sich beglückt durch das schon Gewonnene und noch mehr durch das zu Erwartende. Er hatte vergessen, was hinter ihm lag, sein Geist strebte vorwärts der Zukunft entgegen, die das Werk krönen sollte, welches die Gegenwart begonnen.

Während er an der Seite seines Gefährten hinschritt, erhob er von Zeit zu Zeit das Auge zum Himmel, als ob er dem Aufgang des Lichts entgegensehe, welches erst wie Dämmerchein über der harrenden Christenheit lag. Das Licht mußte kommen und mit siegender Gewalt die Nacht durchbrechen, die Jahrhunderte lang gewaltet hatte. Diese Zuversicht gab seinem Ausdruck etwas Freudiges und Siegreiches.

Margadant war ganz in Erinnerungen vertieft. Gern hätte er seine Augen von der Vergangenheit weggewandt, aber wie ein allesbeherrschendes Mahnzeichen stand ein einfaches Grab an seinem Lebensweg und wies immer zurück auf eine wilde, regellose Zeit, die ihn mit Scham und Reue erfüllte. Die Gegenwart gewährte ihm nicht viel mehr Trost. Er sah sich aus einem ihm liebgewordenen Wirkungskreis verbannt als Fremdling im eigenen Vaterland ohne Stellung und Anerkennung. Immer mehr bemächtigten

sich seiner traurige Gedanken, je näher er dem Ziel seiner Wanderung kam.

Da war er endlich in dem einst so trauten, dann so lange gemiedenen Luz. Die Häuser, die Gassen waren die gleichen, die Menschen, die Zeiten waren andere geworden. Das weitläufige Planta'sche Gebäude mit dem viereckigen Thurm hob sich in der Abenddämmerung wie ein steinerner Koloß aus dem Wirrwar kreuz und quer liegender Häuser hervor. Aber Herr Planta durchschritt nicht mehr mit geräuschvollen Schritten die Gemächer und drohte nicht mehr, den Leuten die Faren mit dem Degen auszutreiben. Das gute, alte Ehepaar war zur Ruhe gegangen und ein jüngeres Geschlecht waltete im Haus. Das stattliche Haus des Herrn Jakobus mit dem Wappen über dem Portal lag in dumpfer Ruhe da, kein Licht huschte hinter seinem Fenster, kein Rauch stieg aus dem Kamine, das Thor war geschlossen und der Klopfer verrostet, die alte Frau Travers war an jenen Ort abberufen worden, wo es keinen Meid vor bevorzugten Gegnern und kein Zipperlein mehr gibt. Der mächtige Herr Jakobus war bald nach seiner Mutter Tod verschwunden und die Nachrichten über sein räthselhaftes Ende verwoben sich schon mit der Sage. Es hieß, er sei auf einer Reise nach Mailand verunglückt und Niemand hatte sonderlich nach ihm gesucht. Da lag auch das finstere Gefängniß, hinter dessen Mauern Simeon Cor und mancher andere Weiskläufer für Uebertretung des Gesetzes von Bazerol gebüßt hatten. Auch Simeon Cor

war verschollen und vergessen. Vorüber, vorüber, an diesen Marksteinen eines vergangenen Lebens, das für Margadant nur bittere Erinnerungen hatte.

Nur Einer lebte noch und sein Name strahlte in hellem Glanz über Bündens Gauen und weit über dessen Grenzen hinaus. Travers, der weise Staatsmann und tapfere Kriegsführer, der Freund des Volkes und Rathgeber des Vaterlandes. Zu diesem lenkten heute die beiden Reisenden ihre Schritte. Sie traten in ein Haus, das sich von seiner Umgebung weder durch Größe noch äußern Reichthum unterschied. Im Innern war es einfach, aber wohnlich eingerichtet. Travers saß im arwenduftenden Stübchen bei seinen Lieben und las und schrieb bei Lichtschein, während Dorothea und die Töchter spannen. Dorothea war nun eine Silberhaarige Matrone, ihre ungebeugte Gestalt und ihr ruhiger Blick verriethen nicht die vielen Kämpfe, welche sie an der Seite des Mannes durchgemacht hatte, der in unglücklicher Zeit geboren, sein ganzes Leben dem Vaterland gewidmet hatte. Ihre Töchter waren erwachsen und erhellten ihre ernste Umgebung durch den Lichtschein jugendlicher Fröhlichkeit. Als die Reisenden eintraten, erhob sich Travers rasch und ging ihnen strahlenden Blickes entgegen. „Gallicius, Margadant, Freunde, seid mir willkommen,“ sagte er herzlich, „Ihr kommt zu guter Stunde, so eben habe ich an Euch gedacht.“

Dorothea und die Töchter sorgten schnell für das Nachessen und Travers litt nicht, daß die Freunde irgend

ein Anliegen vorbrachten, bevor sie sich gestärkt hatten. Als dies geschehen war, goß er den feurigen Beltliner in die Becher und sagte: „Ich trinke auf das Wohl des künftigen Predigers in Zuz und des Rektors der St. Nikolaischule in Chur.“

„Dem Himmel und Euch sei Dank,“ riefen die Beiden zugleich.

Des Gallicius langjähriger Wunsch war erfüllt. In lebhafter Rede verbreitete er sich über die Erwartungen, die er von seiner Wirksamkeit in Zuz hegte, wo ihm bisher das Predigen unter sagt geblieben war und er ließ es an Andeutungen nicht fehlen, daß er endlich auch Travers zu gewinnen hoffe. Margadant sprach kein Wort. Das einsame Grab im Schloßgarten zu Sondrio hatte ihm einen Weg gezeigt, den er, als er ihn einmal betreten, nicht mehr verlassen hatte, den Weg der Pflicht. Er fühlte eine Art Triumph, daß ihm endlich Gelegenheit geboten wurde, sich Travers in seiner Umkehr zu zeigen.

Travers ließ Gallicius reden, endlich sagte er, auf ein anderes Thema übergehend: „Wißt Ihr, liebe Freunde, daß ich noch in meinen alten Tagen unter die Dichter gegangen bin? Aber fürchtet nicht,“ fügte er, Margadant ein beschriebenes Blatt reichend, hinzu, „daß Euch in mir ein Nebenbuhler erwachse, mein Pegasus geht einen sehr bescheidenen Schritt.“

„Wie, romanisch?“ fragte Margadant, erstaunt einen Blick auf das Blatt werfend.

„Ja, nicht die fließenden, lateinischen Verse Curer Rhätens, sondern eine schlichte Erzählung des Müßerkrieges in meiner Muttersprache.“

Margadant versuchte vorzulesen, aber langsam und schwerfällig fielen die trauten Laute von den Lippen des Meisters der lateinischen und griechischen Sprache. Bald gab er den Versuch auf und reichte das Manuskript dem Verfasser hin. Er allein begriff, welch' ein Unternehmen es war, in einer Sprache zu schreiben, die für die Schrift erst geschaffen werden mußte. Travers las leicht und fließend wie er sprach „das Lied vom ersten Müßerkrieg“. Die Freunde hörten voll Bewunderung zu. Zart und lieblich wie das Lallen eines Kindes und doch würdig und weise wie die Sprüche einer Matrone fielen die Worte der Muttersprache in der rythmischen Bewegung des Versmaßes von den Lippen des Lesers.

„Travers hat einen Namen vergessen,“ sagte Dorothea lächelnd zu den Freunden, „wißt Ihr welchen?“

„Die Nachwelt wird ihn nicht vergessen,“ erwiderte Gallicius in bewundernder Ehrfurcht. „Sie wird nicht vergessen, daß die Bündner ihre Siege hauptsächlich dem muthigen und zugleich überlegten Vorgehen des Landeshauptmanns des Veltlins zu verdanken haben, der das Lied

vom ersten Müßerkrieg gedichtet und in beispielloser Bescheidenheit seinen eigenen Namen verschwiegen hat. Wo bleibt der zweite Müßerkrieg?"

„Den überlasse ich andern Federn,“ sagte Travers einfach, „er gehört seiner Bedeutung nach der Weltgeschichte an.“

„Und die Weltgeschichte wird auch in diesem Fall den Namen des tapfern Anführers der Bündner feiern.“ Gallicius sah eine Weile sinnend vor sich nieder, dann erhob er sich und sprach begeistert: „Größeres aber als durch Euere Siege im Beltlin habt Ihr wahrlich durch dieses schlichte Lied vollbracht. Wisset, Travers, Ihr habt der Reformation in romanische Lande den Weg gebahnt. Euerm Werke werden andere folgen. In der Sprache, die Ihr Euerm Volk geschenkt, wird auch die Bibel ihren Einzug halten und wo diese Siegerin Boden gewinnt, da weichen Finsterniß und Aberglauben zurück.“

Wieder war ein Jahrzehend vergangen.

Travers stand auf dem Hügel hinter dem Dorf, der eine weite Aussicht über das sonnenbeglänzte Thal bot. Seine Gestalt war ungebeugt, sein Auge strahlte noch in mildem Glanz, aber die erwartungsvolle Unruhe war aus seinem Gesicht verschwunden und hatte einem Zug stiller Genügsamkeit Platz gemacht. Ein bewegtes und inhaltreiches Leben lag dahinter.

Wie die Landschaft sich von der Höhe aus in scharfen Umrissen vor ihm aufthat, so stand heute auch seine Vergangenheit klar und durchsichtig in allen ihren Einzelheiten vor dem Rückblick seiner Erinnerung. Seine Freunde waren vor ihm dahingegangen, Margadant, der nach segensreichem Wirken an der St. Nikolaischule in Chur durch die Pest dahingerafft worden war, die Gefährten, die mit ihm die Gefangenschaft im Schlosse zu Müß getheilt hatten, die Männer von Bazerol, die sein Gesetz gegen den fremden Kriegsdienst unterstützt hatten, sie Alle hatten ihren Lebensweg vollendet. Nur Zwei standen noch wie zwei Felsen in der Brandung der sturmbewegten Zeit, Gallicius und er. Gallicius befand sich in Chur, wo er mit segensreichem Erfolg als Prediger wirkte. Ihn selbst hatte das Glück in unwandelbarer Treue bis in sein spätes Alter begleitet. Aber das Ideal seiner Jugend war unerfüllt geblieben. Er hatte das Glück, das ihm in so reichem Maße zu Theil geworden, seinem armen Vaterland nicht geben können.

Nun stand er am Schlusse seines Lebens und er fühlte, daß er der Welt noch eine Erklärung schuldig war. Unschlüssig standen seine Zeitgenossen vor dem Werk der Reformation und richteten die fragenden Blicke nach ihm als demjenigen, der ihnen schon oft den Weg aus der Verwirrung gewiesen hatte. Er konnte es sich nicht leugnen, daß die Reformation manches Gute gebracht hatte, aber nicht das von ihm Erstrebte, nicht die Umgestaltung der politischen Verhältnisse

seines Vaterlandes. „Altes Herz,“ sprach er zu sich selbst und der stille Zug in seinem Gesicht verwandelte sich in jenen ruhevollen, der auf das Verzichten aller persönlichen Wünsche deutet, „willst du dich denn von den Mahnsprüchen deines langen Lebens nicht endlich belehren lassen? Willst du noch immer das Korn verschmähen, weil dir die ganze Mehre versagt bleibt?“

Der Spaziergang und die lange Betrachtung hatten Travers ermüdet, er setzte sich in das weiche Gras und ein leichter Schlummer senkte sich auf seine Lider. Und er hatte eine Vision. Vor seinen halbwachen Sinnen sah er ein herrliches Gebäude erstehen, dessen Grundlage die Erde so weit umspannte, als sein Auge reichte. Zwei edle Gestalten warfen mit kühner Hand den Grundriß auf die Erde und auf ihren Donnerruf kamen tausend Arbeiter herbei und nahmen mit freudigem Eifer die Arbeit auf. Wohl kannte er die beiden mächtigen Baumeister, den Mann im Mönchstalar mit dem trozigen Nacken, der sich vor Niemand beugte, und den andern mit der gedankenreichen Stirn und der Wunde in der Brust, aus welcher das Märtyrerblut floß. Die beiden Gewaltigen sanken unter der Wucht der Arbeit, aber das Wort war gesprochen und der Stift hatte es in den Grundvesten der Erde gegraben und über ihren Leichen arbeiteten Tausende unermüdet fort. Immer höher wurde der stolze Bau und nahm überraschende Formen und Dimensionen an. Wohl erschlaffte mancher Arm und strauchelte mancher

Fuß, wohl legte sich Mancher hin, schloß ermüdet das Auge und erhob sich nicht wieder, aber Andere traten in den Miß und die Arbeit stockte niemals. Er selbst stand an einem Grundpfeiler gelehnt und betrachtete müßig das halbfertige Gebäude. Da gieng eine helle Morgenröthe auf, und es erstrahlte darunter in so wunderbarer Herrlichkeit, daß er von dem Anblick hingerissen auf das Gerüst trat und Stein an Stein fügte. In ungeduldiger Erwartung erhob er das Auge zu den Thürmen und Zinnen, welche schon die Wolken zu berühren schienen. Da zertheilte ein Sonnenstrahl die Morgenröthe und ein paar Worte, mit Feuer geschrieben, zuckten durch den Himmelsglanz. Er erfaßte sie nicht, zu groß war die Entfernung, zu fremdartig waren die Zeichen und er senkte das an irdische Dunkelheit gewohnte Auge wieder auf seine nächste Arbeit.

Hießen sie vielleicht freie Forschung? Hießen sie Reformation? Das Gebäude schien sich dem Feuerwort entgegen zu strecken und in den Himmelsglanz hineinzuwachsen. In freudigem Schreck erwachte Travers. Er stieg vom Hügel, trat in seine Wohnung und legte die Hand auf die ihm so vertraute Bibel. Ein lang durchdachtes Vorhaben war zum Entschluß gereift.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß Travers in Suz predigen werde. Von nah und fern strömte das Volk herbei, um ihn zu hören. Am nächsten Sonntag faßte die Kirche von Suz die Zuhörer nicht.

Travers bestieg die Kanzel und reichte dem Volk in der krystallinen Schale seiner Beredtsamkeit die reine Gotteslehre. Er reichte sie ihm mit reinen Händen und es faßte begierig darnach und hielt sie fest wie einen verloren geglaubten und wieder gefundenen Schatz.

Die Reformation war dadurch im größten Theile Bündens gesichert.

Dorothea verließ in großer Bewegung an der Seite des Gatten die Kirche. „Dem Licht entgegen,“ sagte sie, als sie in ihre bescheidene Wohnung zurückkehrten, „heute ist ein Strahl davon auf das Volk gefallen und das Volk hat es in begeisterter Freude begrüßt.“

„Dem Licht entgegen,“ wiederholte Travers. „Vielleicht ist es gereifteren Generationen vergönnt, es in seinem vollen Aufgang zu sehen, unsere schwachen Augen würden so viel Glanz nicht ertragen.“ Und bald darauf schlossen Travers und Dorothea nach ihrer langen Lebensreise wie zwei müde Pilgrime die Augen in der gläubigen Zuversicht, sie in jener Welt des Lichtes wieder aufzuschlagen, welche Christus der Menschheit verheißen hat.



Papier 2016 mit dem „Paper-Save-Swiss-Verfahren“  
durch die Firma Nitrochemie, Wimmis  
massenentsäuert





